

AZUBI inside

Nr. 22
Weihnachten 2025
gebührenfrei

Das Magazin der DVV-Azubis



Vorwort

Manchmal reicht ein Lied, ein Geruch oder eine spannende Geschichte und plötzlich fühlt es sich an, als hätte jemand die Zeit zurückgedreht. Wir segeln mit Piraten über unbekannte Meere, entdecken die Geheimnisse vergangener Zivilisationen oder fliegen mit Astronauten ins All. Zeitreisen brauchen keine Maschinen. Sie beginnen in unseren Köpfen, in unseren Ideen und in den Worten, die wir lesen und schreiben.

Genau darum geht es in unserer neuen Ausgabe der Azubi Inside. Wir nehmen euch mit auf eine Zeitreise quer durch Epochen, Mythen und Momente, die die Welt geprägt

haben. Wir springen zwischen den Zeiten, entdecken alte Geschichten neu und sehen, wie einzelne Augenblicke noch viele Jahre weiterleben.

Doch zwischen all den Zeitsprüngen geht es uns nicht nur ums Zurückblicken. Wir wollten herausfinden, was die Vergangenheit uns über das Heute erzählt und wie sie das Morgen inspirieren kann. Jede Generation hinterlässt Spuren: Gedanken, Farben, Melodien und Ideen, die sich wie ein unsichtbarer Faden durch die Zeit ziehen.

Die großen Ereignisse der Geschichte gehören ebenso zu diesem Geflecht wie die kleinen Erinnerungen, die wir

im Alltag mit uns tragen. Wenn wir zurückblicken, erkennen wir, wie viel von früher in unserem Jetzt weiterlebt. Und wenn wir nach vorn schauen, ahnen wir, dass auch unsere Geschichten eines Tages Teil der Vergangenheit sein werden – gelesen, erinnert, vielleicht sogar wiederentdeckt.

Während wir weitermachen, weiterträumen und weiterschreiben, begegnen wir immer wieder Momenten, die längst vergangen scheinen und doch in uns weiterleben. Oder, um mit den Worten von Taylor Swift zu enden: „I remember it all too well.“

Natascha Pauli

Inhalt

05

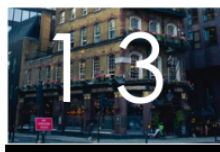
Interview



Jurassic Reality

12

Die Zukunft der Vergangenheit



Früher war alles bunter und somit besser?

14

Historische Kathedrale von Split

16

Eine ewige Faszination

17

Jack Sparrow war gestern!



Das Leben von Vincent van Gogh

20

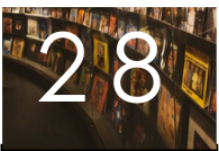
Der Beginn der deutsch-polnischen Beziehung

23

Serendipität

26

Margot Friedländer



Von Party zum Welterfolg

29

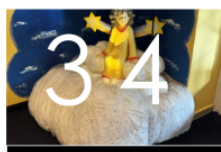
Zeitreise im Portemonnaie



Die erste Mondlandung

32

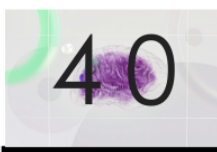
Entwicklung der Trends



Kinderhospiz Sternenbrücke

38

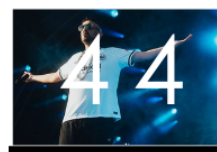
Gefangen in Nordkorea



"Hey ChatGPT, warum geht es mir nicht gut?"

42

Lehre Seiten



Haftbefehl Dokumentation

Die Azubis vom DVV

Wie die Zeit vergeht...

NATASCHA
3.LEHRJAHR

LOUISE
1.LEHRJAHR

LETICIA
1.LEHRJAHR

MICHEL
3.LEHRJAHR

LEONIE
2.LEHRJAHR

JANNIS
2.LEHRJAHR





Silke Schuback: Vier Jahrzehnte DVV

Vermutlich kennt in diesem Haus niemand den DVV so gut wie Silke Schuback. Seit beeindruckenden 41 Jahren ist sie Teil unseres Verlags und hat hier sogar ihre Ausbildung gemacht. In dieser Zeit hat sie unzählige Veränderungen miterlebt, viele Entwicklungen begleitet und selbst ihren ganz eigenen Beitrag zur Geschichte des DVV geleistet. Im Interview erzählt sie, was sich in diesen vier Jahrzehnten alles verändert hat und was sie bis heute an ihrer Arbeit begeistert. Gleich zu Beginn verrät sie, dass sie Franz Müntefering sehr schätzt, der bekanntlich nach dem Motto „Ich kann nur kurz“ spricht. Bei Silke ist das allerdings genau umgekehrt, denn sie sagt, sie könne nur lang. In diesem Sinne wünschen wir viel Freude beim Lesen.

Wie bist du darauf gekommen, deine Ausbildung hier zu machen?

Ich wollte Journalistin werden. Irgendwas mit Medien – diese Phrase kannte man damals zwar noch nicht so, aber das war mein Traum, denn ich hatte schon früher versucht, eine Schülerzeitung herauszugeben. Naja, aber es hieß dann, man müsse studieren, wenn man in die Journalistik gehen wolle. Ich wusste nicht genau, was ich studieren sollte. Kaufmännische Sachen gefielen mir auch, ich war ja auf einem Wirtschaftsgymnasium. So lag es nahe, erstmal eine Ausbildung in einem Verlag zu beginnen.

Journalismus und Controlling ist ein ziemlicher Gegensatz. Warum bist du dann doch beim Controlling geblieben?

Ja, die Geschichte mit dem Kaufmännischen... Ich will nicht sagen, dass es eine Leidenschaft ist, aber das interessiert mich schon sehr, auch wenn ich eigentlich nur die vier Grundrechenarten beherrsche. Das Schreiben liegt mir trotzdem mehr, Buchstaben sind mir näher als Zahlen. Mein Mann sagt heute noch, ich würde keine Gespräche führen, sondern Verhöre, wegen der vielen Fragen, die ich immer stelle.

Nach der Ausbildung war ich weiterhin zufrieden und bin geblieben. Nach anderthalb Jahren dachte ich dann allerdings: Das kann es doch nicht gewesen sein. Also habe ich angefangen, BWL zu studieren, während ich hier weitergearbeitet habe. Das wurde zum Glück immer unterstützt.

Arbeitest du schon immer im Controlling?

Als ich am 1. August 1984 meine Ausbildung hier begann, steckte man mich zuerst in die Buchhaltung, was völlig dumm ist. Aber weil ich eben vom Wirtschaftsgymnasium kam, habe ich mich dort wohl gar nicht so schlecht angestellt. Wie sich später herausstellte, hatte der damalige kaufmännische Leiter gleich zu seinen Kollegen gesagt: „Wenn die mal fertig ist, soll sie in meiner Abteilung anfangen.“ So hat sich das dann ergeben. Und ins Controlling mochte ich auch.

Erinnerst du dich noch an deinen ersten Tag vor 42 Jahren?

Das war damals noch in der Nordkanalstraße, wo heute das Hotel steht. Der erste Tag war völlig unspektakulär. Ich habe zum ersten Mal meinen Kol-

legen Motten Stiehler gesehen. Ansonsten hat man mich, wie gesagt, in die Buchhaltung gesteckt, und ich war „Fräulein Schuback“. Das war im Grunde alles. Es gab kein Onboarding-Programm, keine Paten, keine Unterlagen und keine Abteilungsvorstellung. Nicht einmal eine Kantine, in der man sich mittags treffen konnte. Das war schon schade, weil man die anderen Auszubildenden dadurch kaum getroffen hat.

Du meinst auch, dass früher noch andere Zeiten waren. Was ist inwiefern heute anders als früher?

Was den Arbeitsplatz betrifft, muss ich natürlich als erstes die Digitalisierung nennen. Damals gab es grün-weiß gestreifte Computerlisten, und mein Zimmer reichte gar nicht aus, um alles unterzubringen. Viele Schränke standen noch im Flur, vollgekleistert mit Aktenordnern, kopierten Kostenträger- und Kostenstellenprotokollen und Ergebnisrechnungen. Zu Planungszeiten habe ich manchmal eine halbe bis ganze Rolle Papier durch meine Rechenmaschine gejagt. Gott sei Dank ist das heute alles vom Arbeitsplatz verschwunden. Das ist der größte Unterschied. Das Wort Digitalisierung kannte ich damals noch nicht, und ei-

nen PC hatte ich 1984, als ich anfang, überhaupt nicht.

Was waren deine schönsten Erlebnisse hier bei DVV?

In so langer Zeit gab es viele Erlebnisse. Nachdem die Mauer gefallen war, hatten wir zahlreiche Tochterunternehmen im Ausland – teilweise neu gegründet, teilweise gekauft: In Ungarn, Bulgarien, Tschechien, Polen, Dänemark, Frankreich, Spanien, England, die Niederlande und Belgien. Somit waren wir europäisch ausgerichtet. Ich durfte die Unternehmen besuchen, das war richtig spannend. Besonders gern bin ich nach Budapest, Prag oder London gefahren. Ganz toll war Bilbao, wegen des Guggenheim-Museums, das wir uns nebenbei anschauten.

Besonders dankbar bin ich dem Haus für das Jahr 1991, in dem ich mein Studium abgeschlossen habe. Danach wollte ich gerne noch einmal für ein paar Monate ins Ausland, und das wurde auch ermöglicht. Ich konnte zwei komplette Jahresurlaube nehmen und bekam zusätzlich zwei Monate unbezahlten Urlaub. Ich musste nur noch einen Verlag finden, was gar nicht so einfach war. Mit Hilfe unseres USA-Anzeigenverkäufers fand ich schließlich einen Praktikumsplatz in New York.



Als alles klar war, organisierte der Anzeigenleiter, der damals für unsere Touristik-Publikation zuständig war, auf Gegengeschäftsbasis die Reise nach New York, und so wurden sogar die Flüge vom Verlag gestellt. Während meines Aufenthalts kam per Fax die Nachricht, dass ein neuer kleiner Verlag, der Griephan-Verlag, gekauft wurde, und dass ich nach meiner Rückkehr die Objektleitung übernehmen dürfe. Eine solche neue Aufgabe hatte ich mir gewünscht.

Hast du dir manchmal gedacht, dass du vielleicht doch noch was anderes machen willst?

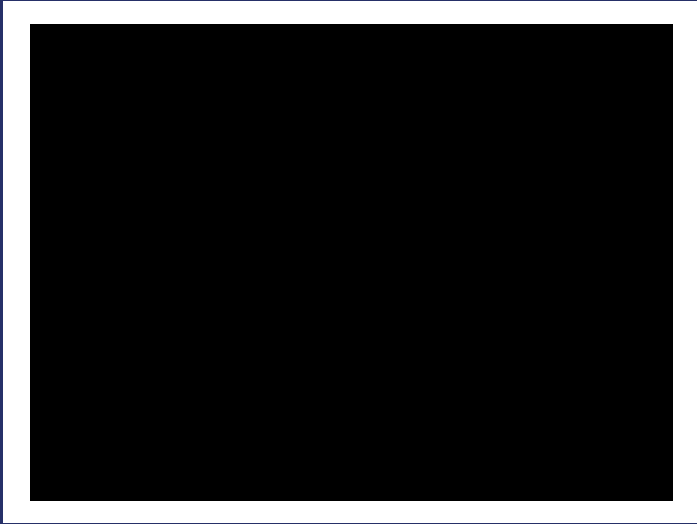
In den ersten Jahren habe ich schon manchmal darüber nachgedacht, den Verlag zu wechseln. Wenn ich gut drauf bin, nenne ich es Beständigkeit. Meistens ist es aber eher ein Makel, wenn man nie die andere Welt gesehen hat. Ein paar Mal wollte ich weg, doch wenn ich etwas Passendes gefunden hatte, hatte sich intern schon wieder etwas geändert, und wollte ich doch bleiben. Viel später, in den letzten Jahren, kam dann eher die Überlegung, wie es gewesen wäre, etwas ganz anderes gemacht zu haben. Sei es in Richtung Journalismus oder etwas anderes, vielleicht etwas noch Sinnstiftenderes, als Zahlen von links nach rechts zu drehen, etwas, das die Welt ein Stück weit nachhaltiger beeinflussen könnte.

Welche drei Dinge würdest du aus deiner bisherigen Laufbahn uns Auszubildenden mitgeben wollen?

Als allererstes gilt genau das, was ihr gerade macht: Fragen, Fragen, Fragen. Das macht einen riesigen Unterschied. Ich merke das im Alltag, wenn ihr als Auszubildende bei uns seid. Erst dann kommen wir selbst ins Erzählen, und das macht allen noch mehr Spaß.

Man erfährt Hintergründe und kann manchmal wirklich ein Stück Leidenschaft für das eigene Thema weitergeben. Außerdem sind Verlässlichkeit und die Fähigkeit, gerade heute mit Zuversicht an Aufgaben heranzugehen, wichtig. Und ja, das darf ich vielleicht gar nicht sagen, aber macht einfach, macht, bis euch jemand Grenzen setzt!

Azubi Rückblick



Kennlerntag

Wie in jedem Jahr hatten wir wieder das Vergnügen unsere neuen Azubis vorab kennenlernen zu können. Beim Spiele spielen, dem gemeinsamen Escape Room Abenteuer und leckerem Essen, verschwanden die anfänglichen Ängste. Die Ausbildung kann nun beginnen!

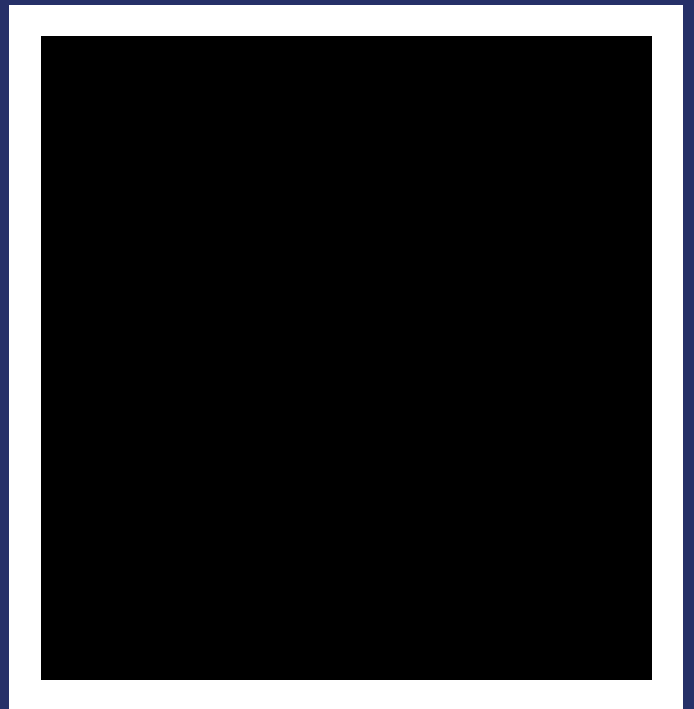


Weihnachtsfeier

Auf der Weihnachtsfeier im letzten Jahr, konnten wir unser Wissen ausgiebig, in Form eines Weihnachtsquiz, testen.

Digitales Magazin - Präsi 2. Lehrjahr

Unsere Azubis im 2. Lehrjahr konnten wir bei Ihrer Präsentation, ihres digitalen Magazins besuchen, ein spannender Nachmittag.



Neue Azubis

Und nun war der August auch schon wieder da! Die neuen Azubis durften ihre ersten Eindrücke sammeln. Am Ende der Einführungswoche ging es dann noch zum gemeinsamen Keramik bemalen. Eine Bürotasse für die Ewigkeit.

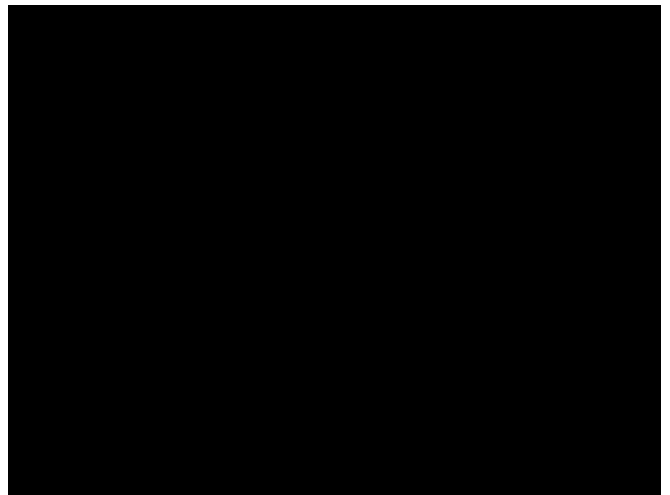


Sommerfest

Es war eine wundervolle Aufgabe, die wir Azubis in diesem Jahr mit der Planung des Sommerfests haben durften. Nun waren wir es, die die Spiele organisiert und betreut haben. Mit viel Freude war es uns gelungen, einen tollen Abend mit all unseren Kolleg*innen zu verbringen.

Leo Gala

Die jährliche Tradition unseres Azubi Einsatzes bei der LEO-Gala wurde nun fortgesetzt. Spannende Einblicke für unser 2. Lehrjahr in schicker Abendgarderobe. Definitiv ein Highlight!



Jurassic Reality

Jahrtausende lang lagen sie verborgen tief in der Erde, und niemand ahnte es: Dinosaurier – die Urzeitgiganten, die nie ein Mensch sah.

Obwohl es den modernen Menschen schon seit Tausenden von Jahren gibt, hat keiner von uns jemals einen lebenden Dinosaurier gesehen. Dinosaurier waren eine vielfältige Gruppe von Landwirbeltieren, die vor etwa 230 Millionen Jahren lebten und rund 165 Millionen Jahre lang die Landtiere der Erde dominierten. Damit lebten sie ungefähr 550–800-mal länger auf der Erde, als es den modernen Menschen bisher gibt.

Diese gewaltige Zeitspanne macht deutlich, wie erfolgreich und anpassungsfähig diese Tiere waren. Aber wenn kein Mensch jemals einen echten Dinosaurier gesehen hat, woher wissen wir dann eigentlich, dass es sie gab, wie sie aussahen und vieles mehr?

Die Entdeckung der Dinosaurier war kein plötzlicher Moment, sondern ein langer Prozess über Jahrhunderte. Schon im Mittelalter stießen Menschen beim Ackerbau, Hausbau oder Gesteinsabbau immer wieder auf große und ungewöhnliche Knochen. Da man sich diese Funde nicht erklären konnte, hielten viele Menschen sie für Überreste von Fabelwesen oder Riesen, wie sie in alten Sagen beschrieben wurden. Erst im Laufe der Zeit begann man, diese Knochen genauer zu untersuchen.

Ein früher Meilenstein war 1676, als der englische Naturforscher Robert Plot einen großen Knochen beschrieb, der sich später als Teil eines „Megalosaurus“ entpuppte. Plot hielt ihn jedoch für den Oberschenkelknochen eines riesigen Menschen. Solche Fehldeutungen waren typisch für die damalige Zeit, da es noch keinerlei Vergleichsmöglichkeiten gab. Erst 1842 erkannte der britische Forscher Richard Owen, dass diese Knochen nicht zu bekannten Tieren gehörten, sondern zu einer bisher unbekannten, eigenständigen Gruppe. Er prägte den Namen „Dinosauria“, was „schreckliche Eidechsen“ bedeutet.

Zwischen 1852 und 1854 arbeitete Owen mit dem Künstler Benjamin Waterhouse Hawkins zusammen. Gemeinsam erschufen sie die ersten lebens-

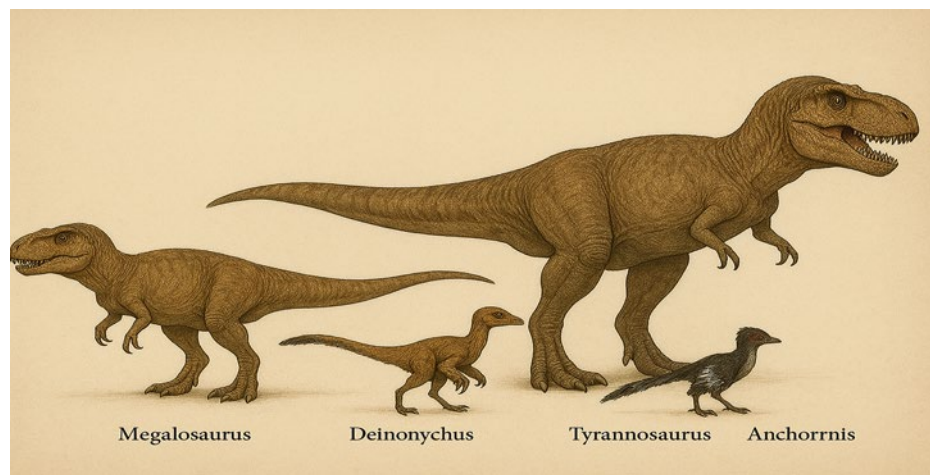
großen Modelle von Dinosauriern, die für eine Weltausstellung präsentiert wurden. Für die damaligen Menschen war es eine Sensation, zum ersten Mal eine Vorstellung davon zu bekommen, wie Dinosaurier ausgesehen haben könnten. Die Fossilage war jedoch noch sehr lückenhaft, man besaß nur einzelne Knochenfragmente von wenigen Arten und deshalb waren die Modelle in vielerlei Hinsicht ziemlich fehlerhaft. Die Forschenden verglichen sie mit bekannten Tieren und stellten sich Dinosaurier als Mischung aus Echsen, Krokodilen und Nashörnern vor. Dieses Bild einer riesigen, plumpen Echse hielt sich mehr als 100 Jahre und fand Eingang in Schulbücher und Museen.

Ein weiterer bedeutender Fund erfolgte 1858 in den USA. Dort wurde das erste relativ vollständige Dinosaurierskelett entdeckt, das zeigte, dass manche Dinosaurier auf zwei Beinen laufen konnten. Dies widersprach der bisherigen Vorstellung, dass sie ausschließlich schwerfällig auf vier Beinen gingen. Ab den 1890er-Jahren begann man, Dinosaurier besser zu verstehen. In großen Naturkundemuseen entstanden beeindruckende Ausstellungen mit ganzen Skeletten und trotzdem war das Bild noch nicht korrekt. Selbst bis in die 1960er-Jahre stellte man Dinosaurier in unnatürlichen Haltungen dar, überzeugt, dass sie träge Echsen waren, die am liebsten im Wasser lebten oder sich nur langsam bewegten.

Diese Fehleinschätzung prägte fast ein Jahrhundert lang Bücher, wissenschaftliche Abhandlungen und Filme.

Erst in den 1960er- und 1970er-Jahren begann sich das Bild grundlegend zu ändern. Neue Funde und genauere Analysen zeigten, dass Dinosaurier aktiv und schnell waren. 1969 beschrieb der Forscher John Ostrom den „Deinonychus“ (eine vogelähnliche Dinosaurierart) als schlanken, schnellen und intelligenten Räuber. Damit brach er endgültig mit dem bisherigen Bild der trägen Riesenechse. Von da an begann man, Dinosaurier stärker mit Vögeln in Verbindung zu bringen. In den 1990er-Jahren fand man in China Fossilien mit Federn, die zeigten, dass viele Dinosaurier vogelähnlich waren und den heutigen Vögeln viel näherstanden, als man zuvor annahm. Die vielleicht wichtigste Erkenntnis dieser Zeit lautete: Vögel sind die direkten, heute noch lebenden Nachfahren der Dinosaurier.

Anfang der 2000er-Jahre und bis heute hat die Forschung durch moderne Technologien enorme Fortschritte gemacht. Mithilfe von Elektronenmikroskopen konnte man „Melanosomen“ (winzige Farbpigmente) in fossilen Federn nachweisen und Rückschlüsse auf die Farben bestimmter Dinosaurier ziehen. Ein Beispiel ist der „Anchiornis“, schwarz-weiß gefärbt mit auffälligen roten Federn am Kopf. Solche Erkennt-



nisse machen die Tiere für uns heute greifbarer. Zudem weiß man mittlerweile mehr über ihr Verhalten: Manche Arten lebten in Rudeln, betrieben Brutpflege oder kommunizierten über Körpersprache.

Trotz all dieser Fortschritte bleiben viele Fragen offen. Bei großen, schuppigen Dinosauriern wie dem „Tyrannosaurus“ ist die Farbe noch immer unklar, da Haut- und Schuppenstrukturen selten erhalten bleiben. Auch über die Geräusche der Dinosaurier weiß man kaum etwas. Weichgewebe wie Stimmbänder versteinern nicht, sodass man nur anhand von Schädelhöhlen vermuten kann, dass sie tiefe Laute von sich gaben. Bei den Sauropoden (Langhalsdinosaurier) ist bis heute unsicher, ob sie ihren Hals eher senkrecht oder waagrecht hielten. Ebenso ist unklar, ob bestimmte Arten Rudeltiere oder Einzelgänger waren. Auch über das Aussterben der Dinosaurier wird noch diskutiert: War es allein der Asteroideneinschlag vor 66 Millionen Jahren, spielten Vulkanausbrüche eine Rolle oder waren sie bereits vorher im Rückgang begriffen? Selbst die Lebenserwartung der größten Sauropoden ist bis heute nicht eindeutig: 50, 80 oder doch 100 Jahre?

Der Grund, warum trotz umfangreichen Wissens noch viele Fragen offen-



Quelle: KI-generiert

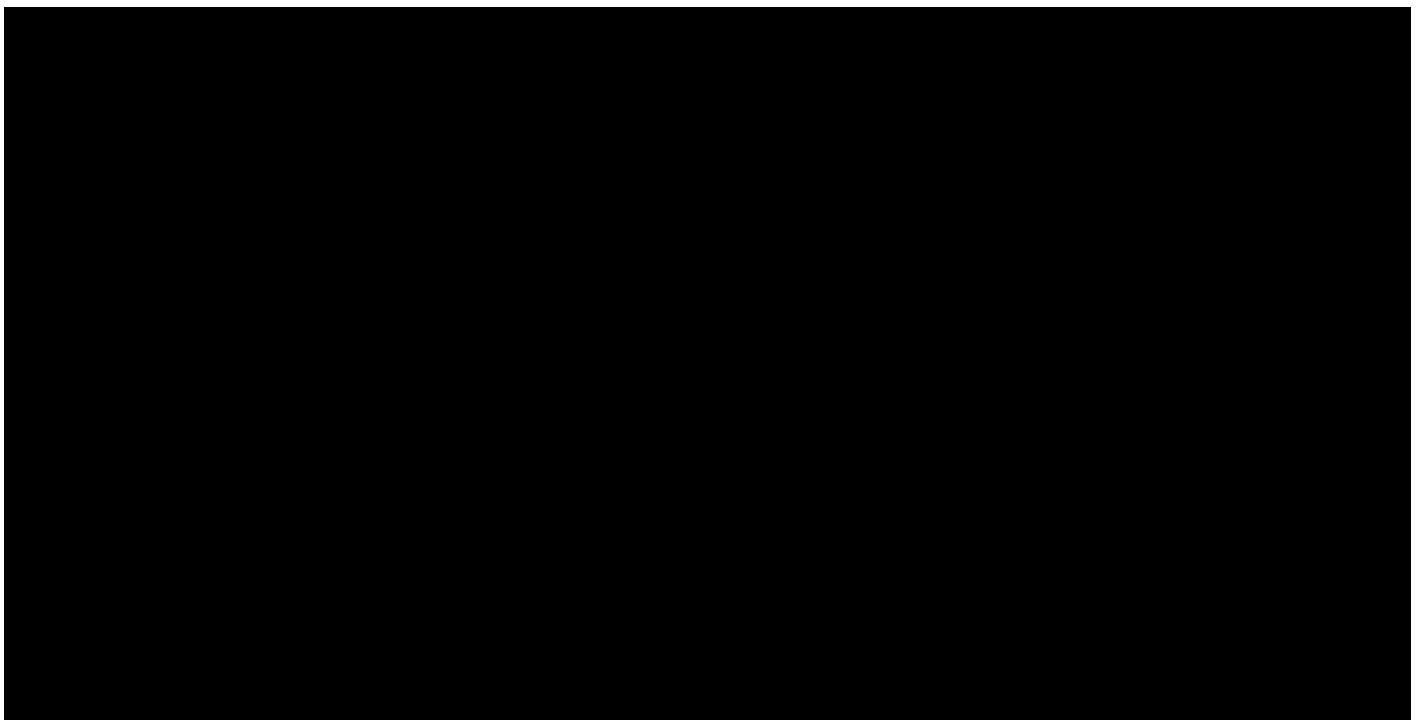
bleiben, liegt darin, dass Fossilien fast ausschließlich aus Knochen bestehen. Geräusche, Farben, Hautmuster und Verhalten hinterlassen kaum Spuren. Hinzu kommt, dass jeder neue Fund bisherige Theorien schnell ins Wanken bringen kann. Fossilien sind wie Puzzleteile einer riesigen Geschichte, nur fehlen uns noch unzählige Teile.

Eines jedoch steht außer Zweifel: Dinosaurier sind und bleiben ein faszinierendes Mysterium. Sie wecken unsere

Neugier, regen unsere Fantasie an und zeigen, wie klein der Zeitraum ist, in dem der Mensch bisher existiert. Sicher ist, dass keiner von uns jemals einem lebenden Dinosaurier begegnen wird und vielleicht ist genau das die Faszination, die diese urzeitlichen Giganten lebendig hält.

Leticia Szwichtenberg

Anzeige



Die Zukunft der Vergangenheit

Was den Menschen von vielen anderen Lebewesen unterscheidet, ist sein Denken. Der Mensch denkt über die Vergangenheit nach, um sich selbst und seine Taten zu reflektieren. Ebenso handelt er im Moment, um seine aktuelle Situation bestmöglich auszunutzen. Was mich jedoch interessiert, ist weder die Vergangenheit noch die Gegenwart, sondern die Zukunft. Dabei spreche ich nicht von alltäglichen Gedanken wie „Was koche ich morgen Mittag?“ oder „Gehe ich heute Abend mit zur Feier?“. Mich faszinieren vielmehr Gedanken, die Jahrzehnte in die Zukunft reichen.

Ein schönes Beispiel, das viele von euch kennen dürften, ist der Film „Back to the Future“, in dem Regisseur Robert Zemeckis mit seinen Charakteren Marty McFly und Doc Brown durch Vergangenheit und Zukunft

reist. Im zweiten Teil der Trilogie reist Marty McFly ins Jahr 2015. Dort sieht und erlebt er viele Dinge, die heute tatsächlich real geworden sind, etwa 3D-Filme, Gesichtserkennungssoftware oder auch VR-Brillen. Gleichzeitig hat Zemeckis bei manchen Vorhersagen völlig daneben gelegen. Das wohl beste Beispiel ist das Faxgerät, das im Film die primäre Kommunikationsmethode darstellt. Aus heutiger Sicht ist das Faxgerät nur noch ein Relikt der Vergangenheit.

„Back to the Future“ ist jedoch nicht der einzige Versuch der Menschheit, sich die Zukunft vorzustellen. Die wohl bekannteste Zukunftsvision ist die der fliegenden Autos, eine Idee, die bereits über 100 Jahre alt ist. Die Vorstellungen davon waren sehr unterschiedlich. Grundsätzlich kann man zwischen zwei Arten unterscheiden: Auf der einen Seite ste-

hen fantasievolle Konzepte schwebender Fahrzeuge, ähnlich wie Science-Fiction-Hoverboards, meist ohne realistischen Funktionsplan. Auf der anderen Seite gab es ernsthafte Entwürfe und sogar Prototypen, die auf klaren technischen Ideen basierten. Ein bekanntes Beispiel ist Glenn Curtiss' „Autoplane“. Dieses Fahrzeug ähnelte dem damaligen Ford Model T, besaß jedoch ausklappbare Flügel. Ich würde allerdings sagen, dass dieses Konzept eher ein Flugzeug mit Fahrmöglichkeit war, da der Übergang zwischen den beiden Modi einen aktiven Umbau erforderte.

Eine besonders beliebte Form der Zukunftsvision waren Sammelkarten, die Schokoladen-, Nudel- oder Zigarettенpackungen beigelegt wurden. Diese Darstellungen waren teilweise erstaunlich präzise in ihren Prognosen. Ideen wie Videotelefonie,

Staubsaugroboter oder Streaming wurden dort schon präsentiert. Natürlich wurden diese Erfindungen später nicht exakt so umgesetzt, wie sie dargestellt waren, doch im Großen und Ganzen waren die Ideen bereits vorhanden.

Der Mensch ist sich nie zu schade, Konzepte und Ideen zu durchdenken, selbst wenn diese die Möglichkeiten der Wissenschaft seiner Zeit übersteigen. Wir neigen immer wieder dazu, uns die Zukunft vorzustellen. Die vielen Beispiele zeigen jedoch, dass vieles davon nicht nur reine Fantasie ist, sondern oft erstaunlich präzise Vorhersagen enthält. Vielmehr machen wir uns durch solche Prognosen die Zukunft selbst zu eigen,

Mario Jesús Debowski Cabrera

Anzeige



Früher war alles bunter und somit auch besser?

Eigentlich bin ich zu jung, um das zu sagen, aber zumindest, was Farben betrifft, war früher wirklich alles besser. Ein Forschungsprojekt des Science Museums in London zeigt, wie sich das Farbspektrum von Alltagsobjekten im Laufe der Jahrzehnte verändert hat. Mithilfe von Künstlicher Intelligenz wurden Tausende Fotos aus der Museumsdatenbank analysiert. Das Ergebnis: Die Welt ist buchstäblich grauer geworden.

In den frühen Jahren der industriellen Fertigung dominierten natürliche Materialien wie Holz, Leder und Messing. Entsprechend war auch die Farbwelt warm und erdig. Brauntöne, Rot- und Gelbtöne prägten das Erscheinungsbild vieler Alltagsobjekte und verliehen ihnen eine gewisse Natürlichkeit und Wärme. Mit dem Aufstieg von Kunststoffen und modernen Metallen änderte sich das jedoch grundlegend. Plötzlich konnten Objekte in nahezu jeder erdenklichen Farbe hergestellt werden. Doch anstatt diese neue Freiheit auszuschöpfen, setzte sich ein gegenteiliger Trend durch. Kühles Grau, Beige und Schwarz wurden zu den dominanten Farbtönen. Diese Entwicklung begann in den 1950er- und 1960er-Jahren und führte über die Jahrzehnte zu einer farblichen Monotonie, die heute allgegenwärtig ist. Laut der Datenauswertung des Museums ist Anthrazitgrau inzwischen mit Abstand die häufigste Farbe – es findet sich in über 80 Prozent der untersuchten Objekte. Farben wie Gelb, Orange oder Grün, die einst für Lebensfreude und Fortschritt standen, sind dagegen deutlich auf dem Rückzug. Was früher selbstverständlich war, gilt heute als „unmodern“.

Diese Verarmung der Farbwelt bleibt nicht ohne Folgen. Farben sind nämlich weit mehr als nur dekorative Oberflächen: Sie sprechen

unsere Emotionen direkt an. Zahlreiche psychologische Studien zeigen, dass Farben Stimmungen formen, Energie beeinflussen und sogar das Verhalten steuern können. So steht Rot für Energie, Leidenschaft und Aufmerksamkeit, während Blau mit Ruhe, Vertrauen, aber auch Kühle assoziiert wird. Gelb vermittelt Optimismus, Licht und Lebensfreude, während Grün ausgleichend und beruhigend wirkt. Grau hingegen symbolisiert Nüchternheit, Ordnung und Funktionalität, aber auch Distanz, Tristesse und emotionale Leere. Wenn wir uns also täglich mit den Farben Grau, Beige und Schwarz umgeben, sei es im Büro, auf der Straße oder in unseren Wohnungen, spiegelt sich diese farbliche Zurückhaltung oft unbewusst in unserer Stimmung wider. Ein Übermaß an neutralen Tönen kann emotionale Dämpfung erzeugen und uns müde, reizarm und weniger kreativ fühlen lassen.

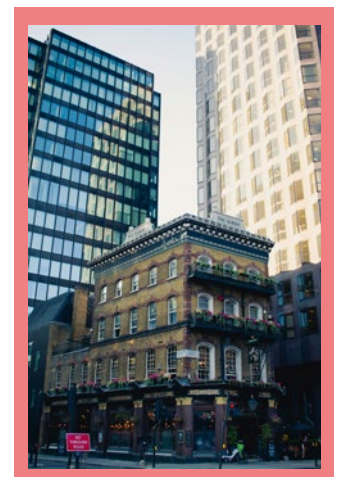
Ein Blick auf die Architektur verdeutlicht diesen Wandel besonders eindrücklich. Bei einem Spaziergang durch europäische Altstädte fällt die Fülle an Details auf: verzierte Fassaden, farbige Fensterrahmen, spielerische Formen und eine Gestaltung, die Individualität ausstrahlt. Jedes Gebäude

erzählt eine Geschichte, jedes Haus hat einen eigenen Charakter. Heute hingegen dominieren in vielen Neubaugebieten rechteckige Blöcke, glatte Oberflächen und Farben irgendwo zwischen Mausgrau und Eierschale. Natürlich spielen Funktionalität, Kosten und Bauvorschriften eine wichtige Rolle. Doch das Ergebnis ist oft eine Umgebung, die zwar effizient, aber emotional leer wirkt, in der man sich schneller verirren kann als in einem Wald.

Die Analyse des Science Museums ist daher weit mehr als ein nüchternes Datenergebnis: Sie ist ein Spiegel unserer Zeit. Unsere gebaute und gestaltete Umwelt wird immer mehr auf Rationalität, Effizienz und Einheitlichkeit ausgerichtet, wodurch Vielfalt, Kreativität und emotionale Resonanz in den Hintergrund treten. Gerade in einer Epoche großer gesellschaftlicher Herausforderungen sollten wir uns

bewusst machen, wie wichtig gestalterische Freude, Mut zur Farbe und Sinn für Schönheit sind. Vielleicht ist es an der Zeit, die gestalterische Offenheit vergangener Jahrzehnte wiederzuentdecken. Weniger Grau, mehr Farbe. Weniger Einheitsarchitektur, mehr Ideen. Denn eine farbenfrohere Welt ist nicht nur schöner, sondern tut uns auch gut.

Emma Düffert



Quelle: Unsplash.com (hendri-sabj)



Quellen: Celin Hasse

Historische Kathedrale von Split

Seit fast 1.400 Jahren wird Diokletians Mausoleum als Kathedrale genutzt. Kein anderes Gotteshaus der Welt ist so lange im ursprünglichen Baukörper in Gebrauch.

Wer heute durch die engen Gassen der kroatischen Küstenstadt Split schlendert, ahnt kaum, dass er sich mitten in einem der außergewöhnlichsten Monumente der Weltgeschichte bewegt. Zwischen Cafés, Boutiquen und Kopfsteinpflaster erhebt sich die Kathedrale des heiligen Domnius. Es ist ein Bauwerk, das

zugleich Mausoleum, Kathedrale und UNESCO-Welterbe ist. Was diese Kathedrale so einzigartig macht, wird im Verlauf ihrer Geschichte deutlich.

Vom Mausoleum zur Kathedrale

Der römische Kaiser Diokletian (244–311 n. Chr.) war einer der mächtigsten Herrscher seiner Zeit. Er regierte von 284 bis 305 n. Chr. und

führte eine der radikalsten Christenverfolgungen der Antike durch, denen auch der Bischof Domnius von Salona zum Opfer fiel. Als er sich 305 n. Chr. freiwillig von der Herrschaft zurückzog, ein für einen römischen Kaiser ungewöhnlicher Schritt, ließ er in seiner Heimat Dalmatien eine monumentale Residenz errichten: den Diokletianspalast.

Zwischen 295 n. Chr. und 305 n. Chr. entstand eine Festung von gewaltigen Ausmaßen, halb Palast, halb Militärlager, mit Türmen, Mauern und Toren. Im Zentrum ließ Diokletian ein achteckiges Mausoleum für sich selbst bauen, als eine letzte Ruhestätte, die seine Macht und seinen Anspruch auf göttliche Verehrung unsterblich machen sollte. Umgeben war dieses Mausole-

Anzeige





um von prächtigen Säulen und reich verzierten Kapitellen, die eine Verbindung zwischen Rom und den antiken Kulturen des Ostens schufen.

Besonders eindrucksvoll ist Diokletians Leidenschaft für ägyptische Symbole. Er ließ mehrere Sphinx-Statuen aus dem 15. Jahrhundert v. Chr. von den Tempeln in Luxor nach Split bringen. Diese über 3.000 Jahre alten Monumente sollten Ewigkeit und göttliche Herrschaft verkörpern. Eine davon steht noch heute vor dem ehemaligen Jupiter-Tempel im Palastareal. Damit vereint Split bis heute auf engstem Raum pharaonische Kunst, römische Architektur und christliche Kultur.

Nach Diokletians Tod wurde sein Mausoleum jedoch nicht das ewige Denkmal, das er geplant hatte. Ironischerweise wurde das Mausoleum im 7. Jahrhundert von christlichen Flüchtlingen aus Salona in eine Kathedrale umgewandelt. Geweiht wurde sie dem Märtyrer Domnius, Bischof von Salona, den Diokletian selbst hatte hinrichten lassen. Das Grab des Verfolgers wurde so zum Heiligtum des Verfolgten. Es ist ein beispielloses Symbol für den Triumph des Christentums über die römische Macht.

Die Architektur

Der Kernbau des Mausoleums ist bis heute erhalten:

ein massiver, achteckiger Bau mit korinthischen Säulen und reichem Skulpturenschmuck. In den folgenden Jahrhunderten erfuhr die Kathedrale mehrere Erweiterungen, die ihren besonderen Charakter prägten.

1214 entstand ein romantisches Portal mit kunstvoll geschnitzten Holztüren, die Szenen aus dem Leben Christi zeigen.

Zwischen dem 13. und 16. Jahrhundert wurde der markante Glockenturm errichtet, der heute das Stadtbild Splits prägt.

Trotz dieser späteren Ergänzungen bleibt die ursprüngliche Struktur des Mausoleums klar erkennbar. Besuchende, die den Innenraum betreten, stehen also tatsächlich noch immer in dem Gebäude, das Diokletian vor rund 1.700 Jahren errichten ließ. Diese Kontinuität macht die Kathedrale weltweit einzigartig.

Ist sie nun die älteste Kathedrale der Welt?

Häufig wird die Etchmiadzin-Kathedrale in Armenien als älteste Kathedrale der Welt genannt. Sie gilt als die erste offiziell errichtete Kathedrale der Christenheit und wurde nach Überlieferung bereits um 301 bis 303 n. Chr. gegründet. Damit reicht ihre Entstehung tatsächlich weiter zurück als die Umwidmung des Mausoleums in Split.

Doch es gibt einen entscheidenden Unterschied: Der ursprüngliche Bau der Etchmiadzin-Kathedrale wurde im 5. Jahrhundert nahezu vollständig erneuert. Der heutige Bauwerk stammt also nicht mehr aus der Zeit der Gründung.

In Split dagegen ist das Originalgebäude erhalten geblieben. Das Mausoleum Diokletians wird seit fast 1.400 Jahren ununterbrochen als

Kathedrale genutzt. Genau dieser kontinuierliche Gebrauch im ursprünglichen Baukörper macht die Kathedrale des hl. Domnius zur ältesten noch genutzten Kathedrale der Welt.

Ein Monument der Geschichte

Die Kathedrale ist sowohl ein lebendiges Zentrum der Liturgie als auch das religiöse und kulturelle Herz der Stadt. Sie überstand Kriege, Erdbeben und verschiedenste Machtwechsel und gilt als Symbol für die Kontinuität und Widerstandskraft von Split. Reisende und Gläubige erleben hier Jahrtausende der Geschichte hautnah.

Weltkulturerbe Status und heutige Relevanz

Der gesamte Diokletianspalast mit der Kathedrale des hl. Domnius gehört seit 1979 zum UNESCO-Weltkulturerbe. Jährlich zieht er Hundert-

tausende Besucher*innen aus aller Welt an. Reisende bestaunen die Architektur, Historiker erforschen die Baugeschichte und Gläubige halten hier bis heute Gottesdienste.

Split beherbergt mit dieser Kathedrale nicht nur das älteste aktiv genutzte Gotteshaus der katholischen Kirche, sondern auch ein lebendiges Symbol für die Begegnung von Antike und Christentum.

Die Kathedrale des hl. Domnius ist mehr als ein Bauwerk: Sie ist ein Zeugnis der europäischen Geschichte in Stein, das Vergangenheit und Gegenwart auf einzigartige Weise miteinander verbindet. Es ist definitiv ein Ort, der den Urlaub in Split zu einer Reise durch fast zwei Jahrtausende Geschichte macht und Besuchende weit zurück zu den Wurzeln Europas führt.

Celin Hasse

Anzeige

FROHES FEST

AUS DER ANZEIGEN-WERKSTATT

Wir vom Anzeigenverkauf Rail/ÖPNV wünschen
Euch frohe Weihnachten, reichlich Plätzchen –
und viele kreative Ideen fürs neue Jahr!

Eine ewige Faszination

Seit Jahrtausenden sind Mythen und Legenden Teil der menschlichen Kultur. Sie erzählen von Göttern wie Anubis, Helden wie Herkules und geheimnisvollen Wesen wie Zwerge und Elfen – Gestalten aus ägyptischer, griechischer und nordischer Mythologie, die Antworten auf lange unerklärliche Fragen geben.



Während Mythen häufig die Entstehung der Welt oder den Sinn des Lebens deuten, verknüpfen Legenden historische

Begebenheiten mit Fantasie und Überhöhung. Beide Erzählformen wirken symbolisch stark und prägen unsere Vorstellungen bis heute – in Filmen, Serien, Literatur, Kunst und Erzählkultur.

Ein Beispiel moderner Legenden sind Zombies, bekannt aus „The Walking Dead“. Der Begriff „Zombie“ stammt vermutlich aus dem Kikongo, einer Bantusprache Zentralafrikas, vom Wort „nzumbi“ für „Geist der Toten“. Sein Ursprung

liegt im haitianischen Voodoo-Glauben, wo man von Menschen erzählte, die durch Magie oder Gifte zu willenlosen Wesen wurden – Ausdruck von Angst vor Kontrollverlust, Tod und dem Unbekannten. Später griff die westliche Popkultur dieses Motiv auf und wandelte es zum Bild des seelenlosen Untoten, der durch Katastrophe, Epidemie oder Krankheit wiederkehrt. In „The Walking Dead“ stehen Zombies nicht nur für körperlichen Verfall, sondern auch für gesellschaftliche Ängste: Zusammenbruch von Ordnung, Verlust menschlicher Werte und Bedrohung durch das Fremde.

Ähnlich faszinierend sind Vampire, bekannt aus modernen Interpretationen wie „The Vampire Diaries“.

Der Vampirmythos hat seine Wurzeln im Volksglauben Osteuropas. Man fürchtete dort Wiedergänger – Tote, die nachts aus Gräbern stiegen, um Lebenden Blut und Lebenskraft zu entziehen. Diese Mythen verbanden sich mit Aberglauben über Seuchen, unerklärliche Krankheiten oder unnatürliche Todesfälle. Daraus entstand die heutige Gestalt des Vampirs: unsterblich, charismatisch, aber gefährlich. In „The Vampire Diaries“ erscheinen Vampire nicht nur als Monster, sondern auch als tragische Figuren zwischen Liebe, Macht und Schuld. So wird der alte Mythos in eine moderne Erzählung übersetzt, die junge Zuschauer fesselt und emotional berührt.

Zombies und Vampire zei-



Quelle: Pexels.com (evilfavoriteart)

gen, wie lebendig Mythen und Legenden geblieben sind. Sie sind nicht nur kulturelle Überlieferungen, sondern prägen auch moderne Medien, Literatur, Kunst und Videospiele. Ihre Ursprünge reichen Jahrtausende zurück und zeigen, wie Menschen versucht haben, das Unbekannte, Unheimliche und Unerklärliche zu begreifen und in Geschichten zu verarbeiten.

Leticia Szwichtenberg

Anzeige

IRGENDWAS MIT MEDIEN?

Medienproduktion

Jack Sparrow war gestern!

Wenn die „Fluch der Karibik“-Filme eine Frau an die Spitze der Piratenwelt gestellt hätten, wäre nur eine in Frage gekommen: Zheng Yisao. Ihr Weg führte sie vom Rand der Gesellschaft bis zum Verhandlungstisch beim Kaiser – und ins Kino.

Schon lange bevor Hollywood die sieben Weltmeere für sich entdeckte, herrschte eine Frau mit strategischer Raffinesse und eiserner Disziplin über die chinesische Piratenwelt: Zheng Yisao. Während ihrer Herrschaft wurde sie unter dem Namen Madame Ching berühmt. Es ist eine Legende, deren Geschichte sich wie eine Mischung aus Abenteuerroman und moderner Erfolgserzählung liest.



Vom Bordell zur Piratin

Zheng Yisao, 1775 in Kanton in ärmlichen Verhältnissen geboren, begann ihr Leben als Arbeiterin in einem Bordell. Es war eine der wenigen Möglichkeiten für Frauen ohne Familie oder Vermögen. Schon mit zwölf Jahren musste sie dort arbeiten. Zwischen Seeleuten, Händler*innen und Pirat*innen eignete sie sich erstaunliches Wissen über Seerouten, Handel, Machtstrukturen und Verhandlungstaktiken an.

1801 begegnete sie dem Piratenkapitän Zheng Yi. Beeindruckt von ihrer Klugheit machte er sie zu seiner Frau. An seiner Seite übernahm sie bald Verantwortung in der berühmten „Roten

Flagge“, der Flotte der stärksten Piratenallianz Südchinas.

Die Eiserne Führung

Als Zheng Yi 1807 starb, trat Zheng Yisao aus dem Schatten ihres Mannes. Durch kluges Taktieren und klare Ansagen wurde sie zur alleinigen Anführerin der „Roten Flagge“. Unter dem Namen Madame Ching kommandierte sie bis zu 1.500 Schiffe und rund 70.000 bis 100.000 Männer. Das macht sie zur mächtigsten Piratin der Geschichte.

Unter ihrer Führung galt ein strikter Verhaltenskodex: Beute wurde gerecht geteilt, die Zivilbevölkerung geschützt und schwere Vergehen wie Diebstahl oder Gewalt mit dem Tod bestraft. Selbst rivalisierende Pirat*innen respektierten diese Ordnung, was eine Neuheit auf hoher See darstellte.

Ihr Erfolg und Einfluss

Madame Ching hielt mit ihrer Flotte Handelsschiffe aus aller Welt, aber auch ganze Küstenstädte und Gouverneure der Qing-Dynastie in Atem. Ihre Schiffe besiegten wiederholt die chinesische Marine, ebenso britische und portugiesische Kriegsschiffe. In manchen Regionen war sie so mächtig, dass lokale Machthabende gezwungen waren, Allianzen mit ihr einzugehen.

Damit schrieb sie Geschichte: Eine Frau, die nicht nur als Piratenbossin Angst verbreitete, sondern die Regeln der Meere diktierte.

Als Piratenbossin zur Verhandlungspartnerin des Kaisers

Trotz ihrer enormen Macht blieb Zheng Yisao pragmatisch und wusste, wann der richtige Moment für eine Veränderung gekommen war. Nach Jahren des Kampfes gegen die chinesische Regierung und ausländische Mächte erkannte sie, dass ein endloser Krieg weder für sie noch für ihre Flotte gewinnbringend sein würde. Statt sich weiter in blutige Auseinandersetzungen

zu verstricken, nutzte sie ihre Verhandlungskunst und diplomatisches Geschick.

1810 verhandelte sie mit der Regierung der Qing-Dynastie eine Generalamnestie. Dies war ein einzigartiger Schritt in der Geschichte der Piraterie. Die Bedingungen waren für beide Seiten fair: Zheng Yisao und ihre Mannschaft durften ihre erbeuteten Schätze behalten und wurden straffrei gestellt, sofern sie ihre Schwerter niederlegten und nicht erneut zur Waffe griffen. Zudem bot die chinesische Marine vielen ehemaligen Pirat*innen an, sich den Streitkräften anzuschließen, was viele annahmen.

Ein wohlverdienter Ruhestand

Nach ihrer Amtszeit als berühmte Piratin zog sie sich aus dem aktiven Leben zurück. In der chinesischen Hafenstadt Guangzhou eröffnete sie ein Casino, was sich als eine raffinierte und lukrative Weise herausstellte, um ihr Vermögen zu nutzen. Gemeinsam mit ihrem zweiten Ehemann, Chang Pao, der ebenfalls eine wichtige Rolle in ihrer Piratenflotte gespielt hatte, führte sie ein respektiertes und wohlhabendes Leben. Bis zu ihrem Tod 1844 blieb sie eine angesehene Persönlichkeit, die sich in einer von Männern dominierten Welt behauptet hatte.

Moderne Referenzen

Vielleicht haben Sie es schon bemerkt: Madame Ching ist der einen oder anderen Person bereits auf der großen Leinwand begegnet. In „Fluch der Karibik – Am Ende der Welt“ erscheint die Figur „Mistress Ching“, inspiriert von der historischen Madame Ching. Hollywood ehrte damit eine Frau, die in einer von Männern dominierten Welt zur mächtigsten Piratin aller Zeiten aufstieg und deren Mut, Klugheit und Führungsstärke bis heute faszinieren.

Celin Hasse



Quellen: unsplash.com (Art Institute of Chicago), Hintergründe/Bilderrahmen KI-generiert

Das Leben von Vincent van Gogh

Vincent van Gogh wurde 1852 in Groot-Zundert, in den Niederlanden, geboren. Der 1852 geborene Vincent van Gogh war nicht der Künstler, den wir heute kennen, sondern sein älterer Bruder, der kurz nach der Geburt starb.

Im März 1853 kam schließlich der Künstler Vincent Willem van Gogh als erstes überlebendes Kind des Pastors Theodorus van Gogh und seiner Frau Anna Cornelia Carpentus zur Welt. Viele Biograf*innen sehen es als Einfluss auf seine spätere psychische Verfassung, dass er nach seinem verstorbenen Bruder benannt wurde. Nach ihm folgten noch fünf weitere Geschwister.

Orientierungslosigkeit

Van Gogh verließ früh die Schule und begann im Sommer 1869 eine Ausbildung in der Kunsthandlung seines Onkels bei Goupil & Co. Zu diesem Zeitpunkt malte er selbst noch nicht. Nach Abschluss seiner Ausbildung wurde er von Den Haag nach London versetzt, wo er jedoch sehr unglücklich war. Während dieser Zeit schrieb er viele Briefe an seinen jüngeren Bruder Theodore (Theo) van Gogh, der ebenfalls bei Goupil & Co. arbeitete, allerdings in Brüssel. Die beiden Brüder standen sich sehr nahe. Nachdem er auch im Pari-

ser Standort nicht glücklich wurde und sich sein Zustand verschlechterte, wurde ihm aufgrund unzuverlässiger Arbeit und Unfreundlichkeit gegenüber Kund*innen im April 1876 gekündigt. In den folgenden Jahren versuchte er sich erfolglos in verschiedenen Berufen, unter anderem als Hilfsprediger, Hilfslehrer und als Theologiestudent. In dieser Zeit begann er jedoch, intensiver zu zeichnen, brach das Studium ab und wandte sich zunehmend vom Christentum ab. Dies führte zu großen Streitigkeiten mit seinem Vater. Der berufliche Misserfolg und die familiären Konflikte setzten ihm stark zu.

Der Weg zum Maler

Im Herbst 1880, mit 27 Jahren, entschied Vincent van Gogh Künstler zu werden. Seine Eltern waren nicht sehr erfreut, dass ihr ältester Sohn das Künstlerleben gewählt hatte. In ihren Augen war es gleichbedeutend mit dem sozialen Versagen. Doch Theo unterstützte Vincent finanziell und ermöglichte es ihm, dass er sich der Kunst

widmen konnte.

Ab 1881 nahm van Gogh in Den Haag Malunterricht bei dem angeheirateten Cousin

stil war noch sehr realistisch und von dunklen, erdigen Tönen geprägt.

„Die Kartoffelesser“

Im Dezember 1883 zog Vincent zu seinen Eltern nach Nuenen, wo viele von der Landwirtschaft lebende Menschen lebten, die van Gogh skizzierte und malte. Seinen Eltern fiel es schwer, mit ihrem Sohn zusammen zu leben. Er war eigensinnig, kleidete sich nicht ordentlich und seinen Traum Künstler zu werden fanden sie immer noch nicht gut. Nach dem Tod seines Vaters im Jahr 1885, zog Vincent in sein eigenes Atelier und schuf

sein erstes, später berühmt gewordenes, Gemälde „Die Kartoffelesser“. Es zeigt das Abendessen einer Bauernfamilie im schwachen Licht einer einzelnen Glühbirne. Das Werk gehört zum Realismus und auch hier hat van Gogh wieder eine dunklere, erdige Farbpalette genutzt mit vielen Brauntönen.



Quelle: unsplash.com (Europeana)

Anton Mauve, der ihm die Grundlagen der Öl- und Aquarellmalerei beibrachte. Mit seiner Zeichentechnik war er selbst noch nicht zufrieden, konnte allerdings durch einen Auftrag von seinem Onkel seine Fähigkeiten weiterentwickeln. Er sollte zwölf Zeichnungen von Stadtansichten aus Den Haag anfertigen. Sein Kunst-

Von dunklen zu hellen Farben

Ende Februar 1886 tauchte

gärten, Erntearbeiter*innen und Boote an der Küste Südfrankreichs. Seinem Bru-



Quelle: unsplash.com (Art Institute of Chicago)

van Gogh unangemeldet bei seinem Bruder Theo in Paris auf, der dort die Kunsthalle Goupil am Boulevard Montmartre leitete. Hier machte er Vincent nun mit den farbenfrohen Werken von Künstler*innen wie Claude Monet bekannt.

Die neuen Eindrücke und Begegnungen veränderten seinen Kunststil grundlegend. Van Gogh experimentierte nun mit helleren Farben, kurzen Pinselstrichen und neuen Motiven. Statt Bauernfamilien malte er nun Cafés und Boulevards, die Landschaft entlang der Seine und Stilleben. Die dunklen Brauntöne wichen kräftigen Farben wie Blau oder Gelb. Für Portraits stand er selbst oft Modell.

„Das gelbe Haus“ in Arles und der Mitbewohner

Nach zwei Jahren in der hektischen Großstadt sehnte sich van Gogh nach Erholung und inneren Frieden, weshalb er Paris verlässt und in die Provence zieht. Am 20. Februar 1888 kam er in Arles, einer kleinen Stadt an der Rhône, an. Begeistert von den Farben und dem Licht malte er blühende Obst-

der schrieb er von der Idee, in Arles ein „Studio des Südens“ für eine Gruppe von Künstler*innen einzurichten, deren Werke Theo in Paris verkaufen könnte. Dafür mietete van Gogh vier Zimmer im „Gelben Haus“ am Place Lamartine. Paul Gauguin war der erste und letzte Künstler, der bei ihm einzog. Die beiden arbeiteten intensiv zusammen, doch ihre unterschiedlichen Charaktere und Ansichten über Kunst führten zu hitzigen Diskussionen. Als Gauguin mit seiner Abreise drohte, wurde van Gogh so verzweifelt, dass er seinen Freund mit einem Rasiermesser bedrohte. Später am Abend im Dezember 1888 schnitt er sich sein Ohr ab, wickelte es in Zeitungspapier und schenkte es einer Prostituierten im nahegelegenen Rotlichtviertel.

Nach seiner Selbstverletzung wurde er in das Krankenhaus eingeliefert. In einem Brief an seine Ehefrau schrieb Theo, Vincent habe bereits seit Tagen Anzeichen des „Wahnsinns“ aufgezeigt. Nach dem Krankenhausaufenthalt kehren Theo und Paul Gauguin beide nach Paris zurück und Vincents Traum vom Atelier für Künstler*innen war vorbei.

Aufenthalt in der psychiatrischen Klinik Saint-Paul-de-Mausole in Saint-Rémy

Im Januar 1889 fing Vincent van Gogh wieder mit der Malerei an, ließ sich allerdings im Mai 1889 aus Angst vor einem erneuten Krankheitsschub in die psychiatrische Klinik Saint-Paul-de-Mausole in Saint-Rémy einweisen. Innerhalb des einen Jahres, welches er in der Klinik verbrachte, malte er etwa 150 Gemälde.

Selbstmord

Vincent van Gogh verließ die Klinik in Saint-Rémy im Mai 1890 und zog nach Auvers-sur-Oise, um Ruhe zu finden. Im Juli 1890 besuchte er seinen Bruder in Paris und erfuhr, dass sein Bruder seine Anstellung als Kunsthändler aufgeben

wollte. Stattdessen wollte er sich selbstständig machen. Vincent van Goghs Krankheit und seine Ungewissheit über die Zukunft wurden zu viel. Am 27. Juli 1890 betrat er ein Weizenfeld und schoss sich mit einer Pistole in die Brust. Der verwundete Künstler taumelte zurück in sein Zimmer in der Auberge Ravoux. Theo eilte von Paris nach Auvers und war anwesend, als sein Bruder am 29. Juli 1890 seinen Verletzungen erlag. Vincent wurde am 30. Juli 1890 in Auvers begraben. Sein Vermächtnis war ein umfangreiches Werk an Kunstwerken: über 850 Gemälde und fast 1.300 Arbeiten auf Papier.

Emma Döffert & Leonie Füsser

Anzeige



*Fröhliche Weihnachten
un een goot Niejohr
wünsch de Kundendienst!*

Der Beginn der deutsch-polnischen Beziehung

Die Geschichte von sogenannten „Gastarbeiter*innen“ in Deutschland begann im Norddeutschen Bund. Zu dieser Zeit kamen vor allem Arbeiter*innen aus dem heutigen Polen nach Deutschland.

Die erste Welle begann circa 1871 mit der Gründung des Deutschen Kaiserreichs und endete mit dem Ende des Ersten Weltkriegs im Jahr 1918. Polen war zu Beginn in der Frühphase der Arbeitsmigration in drei Fremdherrschaftsgebiete aufgeteilt. Der westliche Teil Posen gehörte zum Deutschen Kaiserreich, der Osten, auch „Kongresspolen“ genannt, wurde von dem Zarenreich regiert. Das südliche Gebiet „Galizien“ unterlag der Herrschaft der Doppelmonarchie Österreich-Ungarn.

In den westlichen und östlichen Territorien wurde die polnische Bevölkerung stark unterdrückt, in beiden wurde die kulturelle Umerziehung der Pol*innen verfolgt. Ziel war es, der besetzten Bevölkerung die eigene Sprache, Ideologie und Kultur aufzuzwingen. Zur Umsetzung der Assimilation folgte ein Verbot der polnischen Sprache in Schulen, Verwaltungen und Medien sowie Einschränkungen und Unterdrückungen von polnischen politischen und kulturellen Vereinigungen. All das wurde durch deutsch- oder russischsprachige staatlich gelenkte Bildungssysteme ersetzt.

In den damaligen Herrschaftsgebieten spitzte sich die schlechte Versorgungslage immer weiter zu. Auf der einen Seite hatte die beginnende Industrialisie-

rung für ein anhaltendes Bevölkerungswachstum gesorgt, während auf der anderen Seite die wirtschaftliche Lage stagnierte. In den preußischen Provinzen herrschte Armut, Hunger und Arbeitslosigkeit.

Mit der Gründung des Deutschen Kaiserreichs 1871 änderte sich die Lage im heutigen Deutschland. Die geschaffene politische und wirtschaftliche Einheit ermöglichte aufgrund der vorhandenen Rohstoffe, Infrastruktur, Kapital und Bildung, den Grundstein für die Industrialisierung des Kaiserreichs. Die 1867 verabschiedete Gewährung der Freizügigkeit innerhalb von Preußen ermöglichte es, sich frei innerhalb des Staatsgebiets zu bewegen, den Wohnsitz zu wählen, Arbeit aufzunehmen und sich niederzulassen. Folglich ermöglichte dieses Gesetz der polnischen Bevölkerung die Immigration in das rheinisch-westfälische Industriegebiet.

Im Zuge der Industrialisierung reichte die eigene Bevölkerung nicht aus, um die neu geschaffenen Arbeitsplätze zu besetzen. Um das Problem zu bewältigen, wurden gezielt junge, polnische Männer angeworben. Während die Anwerbung zunächst über Agenturen, Industrieunternehmen und Gutsbesitzer*innen geschah, übernahm schnell der Austausch zwischen Familien, Freunden und Bekannten die Verbreitung der Neuigkeiten, dass es Arbeit gäbe. Weitere Anwerbung war nicht mehr nötig.

Ermöglicht wurden die Massenmigrationen durch das seit Mitte des 19. Jahrhunderts immer dichter werdende Eisenbahnnetz in Mittel- und Mitteleuropa. Mit der Einführung der 4. Klasse wurden die Fahrkarten erschwinglich und die Eisenbahn förderte die Mobilität der Massen in einer nie zuvor dagewesenen Art und Weise. Insgesamt kamen 400.000 bis 500.000 der „Ruhrpolen“ ins rheinisch-westfälische Industrie-

gebiet. Das Ruhrgebiet bot höhere Löhne, eine Anstellung und trotz der harten Arbeit versprach die neue Heimat ein besseres Leben.

Das neue Leben der polnischen jungen Männer war kein leichtes. Es fehlte an Integration und an Sicherheit. So führte die erstmalige Migration der Arbeitswanderer zur vollständigen Entwurzelung aus dem bekannten sozialen und kulturellen Umfeld. Fremdheitserfahrungen, fehlende Sprachkenntnisse und Unverständnis für die vor Ort herrschenden Zustände und Bedingungen sowie der gleichzeitige Mangel an eigenen Eliten, die Struktur, Orientierung und auch Seelsorge bieten konnten, führten vor allem in den Anfangsjahren der Zuwanderung zu sozialen Problemen, die durch die schwere, den meisten bis dahin unbekannte Arbeit unter Tage, noch verstärkt wurden: „Die ganzen physischen Schmerzen waren nur ein Tropfen auf den heißen Stein im Vergleich zu den moralischen Leiden [...] Ich hatte Angst vor der mich umgebenden Dunkelheit. Ständig musste ich an die ‚Geister‘ denken, mit denen man uns durch Erzählungen und Märchen geängstigt hatte. Ich habe mir vorgestellt, dass solche Geister, wenn es sie denn gab, nur in einer solchen Dunkelheit existieren konnten.“

Vor dem Hintergrund lokaler und regionaler Bindungen und Mentalitätsprägungen, der aus der Heimat mitgebrachten Volksreligiosität sowie bedingt durch die spezifische Migrationsform der Pionierwanderung entwickelten sich einerseits landsmannschaftlich geprägte Wohnbezirke, andererseits ein zunächst durch die regionale Herkunft bestimmtes Vereinswesen mit religiöser Ausrichtung. Die weitgehende Kontinuität in der Siedlungsstruktur zwi-

schen Herkunfts- und Zielregion wurde durch den Bau von Zechensiedlungen und das sich entwickelnde Kostgängerwesen forciert. Gelang es Arbeiterfamilien, eigenen Wohnraum anzumieten, so versuchten sie, ihr Einkommen durch die Aufnahme und Versorgung von Untermietern zu erhöhen. Aufgenommen wurden in erster Linie Familienangehörige, Bekannte und Nachbar*innen aus der Heimat oder Personen, die aus dem eigenen Milieu stammten, über einen guten Leumund verfügten und konfessionell mit der aufnehmenden Familie übereinstimmten.

Der darüber entstehende Vertrauensmechanismus weitete sich nur sehr langsam und mit zunehmender Verweildauer am Aufenthaltsort im rheinisch-westfälischen Industriegebiet auf potenzielle Kostgänger aus anderen Herkunftsregionen aus. Auf diese Weise entstanden am Zielort ganze Straßenzüge, Siedlungen und Stadtteile, die in hohem Maße von Zuwandernden aus bestimmten Regionen im Osten Preußens bewohnt waren. Generell konzentrierten sich beispielsweise die Zuwandernden aus der Provinz Posen insbesondere auf bestimmte Bezirke von Dortmund, Bochum und Essen. Der Gelsenkirchener Raum bildete den Kernsiedlungsbereich der Masuren, während Oberschlesien vor allem im nördlichen Ruhrgebiet in und um Bottrop, Gladbeck, Borbeck und Osterfeld anzutreffen waren. Die deutschen Arbeitskräfte

fühlten sich durch die Polen wirtschaftlich bedroht, ähnlich wie bei späteren Migrantengruppen und es kam immer wieder zu Konflikten. Als die Anzahl der polnischen Arbeiter*innen rapide anstieg, rückte diese Bevölkerungsgruppe stärker in den Blickpunkt der Behörden und des Staates. Von dort an waren sie politischer Verfolgung und sozialer Diskriminierung ausgesetzt. Zu Konflikten führte diese Entwicklung vor allem durch die europaweit steigenden Nationalismen. So standen sich innerhalb des deutschen Kaiserreichs bald eine hoch nationalistische, deutsche Gesamtbevölkerung und eine ebenso nationalistische und lokal isolierte polnische Gemeinschaft gegenüber. Der sogenannte „Sprachen- und Maulkorbparagraf“, ein Bestandteil des Reichsvereinsgesetzes von 1908, schränkte die Verwendungsmöglichkeiten der polnischen Sprache in der Öffentlichkeit in Landkreisen, in denen nachweislich laut der letzten Volkszählung

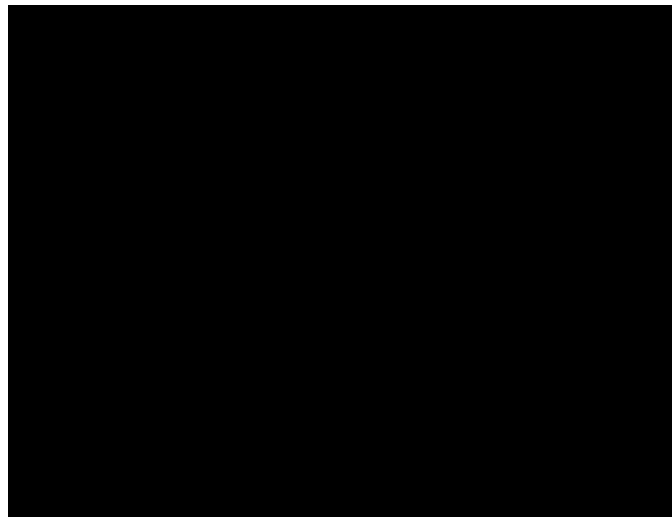
sie mehrere Verbote zum Gebrauch der polnischen Sprache inner- und außerhalb ihrer Vereine. Eine der schwerwiegendsten Maßnahmen jedoch war für die Ruhrpolen die geförderte Ansiedlung deutscher Bürger*innen in Ostpreußen. Eine Rückkehr in ihre nunmehr von Deutschen beanspruchte Heimat, das Endziel vieler polnischer Arbeiter*innen in Westfalen, wurde dadurch beinahe unmöglich gemacht. Ziel all dieser Schikane war derweil die massive Eindämmung des polnischen Nationalismus.

Zwischen diesen verhärteten Fronten mit nationalistischen Ruhrpolen auf der einen und der deutschen Staatsmacht auf der anderen Seite begann sich innerhalb der polnischen Gemeinschaft allmählich der Wille zur Integration auszubreiten. Vor allem ruhrpolnische Frauen, die in deutschen Haushalten angestellt waren, trugen deutsche Kultureinflüsse in ihre Familien. Da es zunächst

keine polnischen Vereine für Frauen gab, schlossen sie sich außerdem bevorzugt deutschen religiösen Vereinigungen wie dem Elisabethenverein an. Die Männer wiederum traten ab 1910 vermehrt nicht-polnischen, ansässigen

weniger als 60 Prozent der ortsansässigen Bewohner polnischer Muttersprache waren, stark ein. Zudem richteten die Deutschen 1909 eine „Zentralstelle für die Überwachung der Polenbewegung“ in Bochum ein. Darüber hinaus erließen

Schützenvereinen bei. Aber auch die, die sich auf Mitgliedschaften in polnischen Vereinen beschränkten, interessierten sich nicht automatisch für die polnische Nationalbewegung. Diese neue, anpassungswillige Haltung eröffnete ein großes



Konfliktfeld innerhalb der Gemeinschaft. Während die einen an einer neuen Existenz mit gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Aufstiegsmöglichkeiten innerhalb der deutschen Gesamtgesellschaft arbeiteten, sahen die anderen darin den Zusammenbruch ihrer vertrauten polnischen Umgebung. Und tatsächlich brachte die fortschreitende Assimilation eine sichtbare Entfremdung der nachwachsenden Generationen von polnischen Kulturgütern mit sich.

Nach dem Ersten Weltkrieg 1918 kam es schließlich zum

endgültigen Bruch zwischen den nationalistischen und den weitestgehend assimilierten Ruhrpolen. Nach 123 Jahren Fremdherrschaft wurde am 16. November 1918 die Zweite Polnische Republik ausgerufen. Die Entstehung eines polnischen Staates stellte sie plötzlich vor die Wahl in die ursprüngliche Heimat zurückzukehren oder zu bleiben. Dazu schrieb der Friedensvertrag des Ersten Weltkrieges, der Versailler Vertrag, eine Frist von zwei Jahren fest. Bis dahin waren die Ruhrpolen zu einer Entscheidung über ihren weiteren Verbleib gezwun-

gen. Wer sich nicht dazu entschloss, auszuwandern, musste auf eine polnische Staatsbürgerschaft verzichten. Denn Pole oder Polin blieb per Gesetz nur, wer nach Polen übersiedelte.

Die Geschichte der polnischen Arbeitsmigration ab 1871 zeigt, dass Migration schon lange ein fester Bestandteil der deutschen Gesellschaft ist. Die Ruhrpolen waren nicht nur Arbeitskräfte, sondern auch Träger einer eigenen kulturellen Identität, die in Deutschland mit Widerstand, aber auch mit langsamer Annäherung konfrontiert war. Ihr Weg zwischen Abgrenzung, Assimilation und Integration verdeutlicht, wie komplex die Prozesse sind, die hinter jeder Form von Migration stehen. Viele der damaligen Konflikte finden sich auch in späteren Migrationsbewegungen wieder, was zeigt, dass diese historischen Erfahrungen bis heute von Bedeutung sind.

*Wojenko, wojenko cóż uczyniła,
żeś biednych Polaków na Pertrix rzuciła!
„In die Reihe!“ - ryczy byk co siły, żeby
wybiegł z baraku kto cały i żywy. Niedobrze
majstrowa patrzy, niby sowa, żeby nikt
przy pracy nie powiedział słowa. Nieraz
majster krzyczy, my się nie boimy! choć
pracujemy, alarmu prosimy.
My wierzymy mocno, nam się nic nie stanie,
z berlińskiej fabryki gruz się pozostanie.*

*Oh du Krieg, oh du Krieg, wir müssen
laut klagen, hast uns arme Polen
zu Pertrix verschlagen. In die Reihe!
brüllt der Stier, so laut und bebend,
dass aus den Baracken läuft, wer
heil und lebend. Die Meisterin Eule
schaut voll Unbehagen,
damit bei der Arbeit wir auch kein
Wort sagen. Manchmal schreit der
Meister, wir werden nicht bangen,
obwohl wir arbeiten, (Flieger-)Alarm
wir verlangen. Wir glauben fest
daran, uns wird nichts geschehen.
Von der Berlin' Fabrik bleiben (nur)
Trümmer stehen.
Gedicht von Emilia B.*

Louise Taraschewski

Anzeige



**Wir verhandeln
sogar mit dem
Weihnachtsmann –**

„Mehr Geschenke für alle!“

**Der Betriebsrat wünscht
allen Kolleginnen und Kollegen
eine schöne, besinnliche
Weihnachtszeit!**

Serendipität – der Zufall der Ideen

Ein schöner Begriff, oder? Dieser Beitrag könnte auch einfach „Die coolsten zufälligen Erfindungen der Geschichte“ heißen, aber das wäre zu simpel. Außerdem ergibt es sich so, dass Serendipität das beste Beispiel für Serendipität ist. Es beschreibt das Phänomen, etwas Nützliches oder von Wert zu finden, nach dem man nicht gesucht hat. In der Geschichte hat dieses Phänomen einige bedeutsame Erfindungen und Entdeckungen hervorgebracht. Beispiele dafür sind das Sicherheitsglas oder die Entdeckung Amerikas durch Kolumbus. Im Folgenden wollen wir uns ein paar weitere Fälle mal etwas genauer ansehen.



Warme Schokolade

Im Jahr 1945 war der Ingenieur Percy Spencer gerade in einem Labor eines amerikanischen Rüstungskonzerns, als ihm etwas Ungewöhnliches auffiel. Bei Experimenten am Radar blieb er für kurze Zeit vor der Magnetfeldröhre, dem Herzstück der Radaranlage, stehen

und da passierte es. In seiner Jackentasche verwandelte sich ein Schokoladenriegel ganz plötzlich in einen klebrigen Klumpen. Und das, obwohl Spencer keinerlei Wärme wahrgenommen hatte. Er erkannte, dass die von der Magnetfeldröhre abgestrahlten Mikrowellen die Ursache der Schoko-Schmelze waren. Das Prinzip des Mikrowellenherds war entdeckt. Als nächstes legte er Popcorn-Mais vor das Magnetron. Es begann sofort aufzuplatzen. Dann ein rohes Ei, das durch die Hitze explodierte. Spencer platzierte alle möglichen Lebensmittel in eine Metallkiste, um sie zu erhitzen. Am 24. Januar 1950 ließ sich Spencer das Patent Nr. US2495429 (A) erteilen. Allerdings musste er mit dem Ruhm seiner Entdeckung auskommen. Während seines gesamten Lebens verdiente er mit dem Patent nur zwei Dollar.

Welt versprengt

Im Jahr 1865 kam ein Mann nach Hamburg, der hier eine Sprengstofffabrik gründete. In Stockholm sprengte der gleiche Mann wenige Jahre zuvor, bei einem Experiment mit Nitroglycerin, sein eigenes Haus in die Luft. Bei dem Versuch kamen sein Bruder und vier Mitarbeitende ums Leben. Weil er deshalb in seiner Heimatstadt

nicht mehr mit Nitroglycerin arbeiten durfte, suchte er sich einen anderen Standort und landete an der Elbe, bei Geesthacht.

Ob ihm der Zufall zu Hilfe kommt oder ob intensive Versuche der Grund sind, bleibt ungeklärt. Jedenfalls verbindet er im Oktober 1866 auf seinem Elbkahn erstmals das flüssige Nitroglycerin mit



Kieselgur, einem Mehl aus Algenschalen, das aus der Lüneburger Heide stammt. Bisher wurde es als Dämmstoff für die Lagerung der Sprengölbehälter genutzt. Es ist die Geburtsstunde des Dynamits. Ein elastischer, explosiver Stoff, der nicht so leicht auf Erschütterungen reagiert und weitaus besser transportiert werden kann als das flüssige Nitroglycerin. Die Erfindung des Dynamits lässt sich Alfred Nobel in verschiedenen Ländern patentieren. Er verdient damit ein Vermögen. Dieses nutzte er für die Gründung der Stiftung für die Nobelpreise, um herausragende Leistungen der Menschheit zu belohnen.

Der Superkleber

1968 suchte Spencer Silver nach einem neuen, mög-

lichst starken Superkleber. Er entdeckte dabei Klebstoffe, die ihre Hafteigenschaften behielten, sich aber gleichzeitig leicht von Oberflächen ablösen lassen. Leider war dieser Klebstoff alles andere als stark. Ganz im Gegenteil, er war sogar so schwach, dass niemand ihn brauchte. Erst 1974 erinnerte sich Arthur Fry, ein Kollege von Silver, an den Klebstoff. Dieser hatte nämlich ein großes Problem. Im Kirchenchor bereitete er jede Woche die Gesangsbücher vor und ärgerte sich, dass die Zettel, die er hineinlegte, bis zum nächsten Gottesdienst immer wieder herausfielen. Mithilfe von Silvers Kleber passierte dies nicht mehr und die Buchseiten nahmen keinerlei Schaden.

Jannis Engel



Quellen: KI-generiert

Anzeige

SANKT PAULI



Margot Friedländer

Seid Menschen!

Täglich auf der Flucht, mit der ständigen Angst, entdeckt, verraten oder bestraft zu werden und das nur, weil man an etwas anderes glaubt als die anderen. Was heute fast unvorstellbar klingt, war einst brutale Realität für viele Menschen. Für Margot Friedländer war es der bittere Alltag. Sie hat den Holocaust am eigenen Leib erlebt und überlebt. Heute nutzt sie ihre Stimme, um eine der wichtigsten Botschaften unserer Zeit zu verbreiten

„Seid Menschen. Wir sind alle gleich. Es gibt kein christliches, kein muslimisches, kein jüdisches Blut. Es gibt nur menschliches Blut.“

Kein Platz für Kindsein

Margot Friedländer wurde am 5. November 1921 in Berlin geboren, damals noch unter dem Namen Anni Margot Bendheim. Ihre Eltern, Arthur Bendheim und Auguste Gross, heirateten im Jahr 1920.

Vier Jahre nach Margots Geburt kam ihr Bruder Ralph zur Welt. Die gesamte Familie war jüdisch und lebte zunehmend in Unsicherheit, Angst und später in der ständigen Bedrohung durch das NS-Regime.

1937 trennten sich Margots Eltern. Ihr Vater Arthur floh nach Frankreich, in der Hoffnung auf einen Neuanfang, doch er wurde entdeckt, nach Auschwitz-Birkenau deportiert und dort ermordet. Fortan lebten Margot, ihr Bruder Ralph und ihre Mutter Auguste allein. Die Familie versuchte verzweifelt, aus Deutschland auszuwandern: Die USA, Brasilien, sogar China, aber kein Land gewährte ihnen Zuflucht. Ein möglicher letzter Ausweg schien die Flucht zu Verwandten nach Oberschlesien. Doch bevor sie sich auf den Weg machen konnten, wurde Ralph verhaftet.

Versuche, dein Leben zu machen

Mit dem Wissen um das bevorstehende Ende bereitete Auguste alles für Margots Flucht vor. Sie deponierte bei den Nachbarn eine Handtasche für ihre Tochter: Darin ihr Adressbuch, eine Bernsteinkette und ihre letzten Worte: „Versuche, dein Leben zu machen.“

Wenig später stellte sie sich der Polizei, um ihren Sohn auf seinem letzten Weg zu begleiten und das in dem Wissen, dass sie diesen nicht überleben würde. Auguste und Ralph wurden mit dem sogenannten Osttransport nach Auschwitz deportiert. Auguste wurde unmittelbar nach der Ankunft in der Gaskammer ermordet. Ralph überlebte noch einen Monat im Lager, bevor auch er vergast wurde.

Zwei Überlebende – eine Zukunft

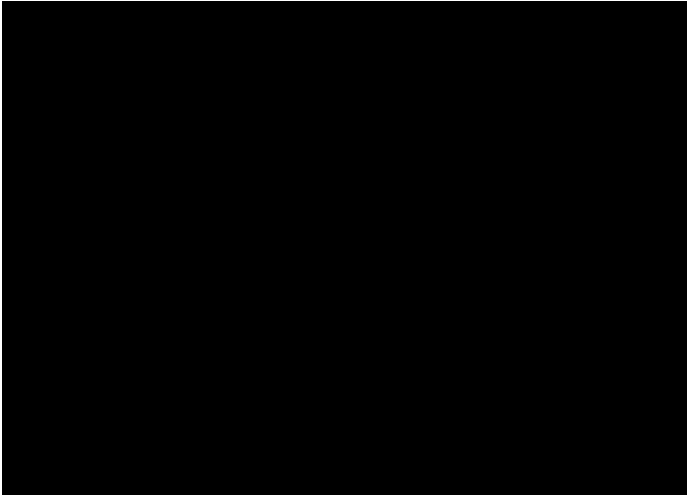
Margot war nun ganz allein. Auf sich gestellt, lebte sie in ständiger Furcht, entdeckt zu werden. Um ihre Identität zu verschleiern, änderte sie ihr Aussehen: Sie färbte ihre Haare tizianrot, ließ ihre Nase operieren und trug statt des Judentums ein Kreuz um den Hals. Doch keine dieser Maßnahmen konnte ihr Sicherheit geben. 1944 geriet sie in eine Kontrolle durch sogenannte Greifer, welche Juden sind, die im Auftrag der SS andere Juden aufspürten und verieten. Auch Margot wurde verraten, verhaftet und in das Konzentrationslager Theresienstadt deportiert.

Inmitten des Grauens erlebte sie dort einen kleinen Hoffnungsschimmer: Sie begegnete Adolf Friedländer, ebenfalls ein Überlebender, der wie sie seine gesamte Familie verloren hatte. Gemeinsam überstanden sie die Schrecken des Lagers. 1946 heirateten sie und wanderten mit dem Schiff in die USA aus. Ihre Ehe blieb kinderlos. Als Adolf starb, beschloss Margot, aus ihrem Leid eine Botschaft zu formen, die Generationen überdauern sollte.

Aus Schmerz wird Stimme

Sie begann, an einem Seniorenkurs für biografisches Schreiben teilzunehmen, dokumentierte ihr Leben, schrieb ihre Erinnerungen nieder und arbeitete mit Filmemachern an Dokumentationen über ihre Vergangenheit. Nach mehreren Besuchen in ihrer alten Heimat kehrte sie schließlich dauerhaft nach Berlin zurück. Dort fand sie eine Aufgabe, die ihr Herz erfüllte: Sie sprach über den Holocaust und bewegte mit ihrer Ehrlichkeit und Offenheit viele Menschen.

Bis zu drei Mal pro Woche besuchte sie Schulen und öffentliche Einrichtungen in ganz Deutschland. Manchmal trug sie die Bernsteinkette, die ihre Mutter ihr einst hinterlassen hatte, als Zeichen der Erinnerung und der Hoffnung. Ihr Anliegen war klar: „Ich möchte nicht, dass ein Mensch so etwas erleben muss, wie wir es erlebt haben. Es ist nicht für mich. Was war, war. Aber es darf nie wieder geschehen.“



Das Lebenswerk

Seit 2009 wurde Margot Friedländer vielfach geehrt. Für ihr Buch „Versuche, dein Leben zu machen“ erhielt sie den Einhard-Preis. 2024 erschien sie auf dem Titelbild der deutschen Vogue in einem roten Mantel von Miu Miu. Es war ein kleiner Triumph, denn als junges Mädchen hatte sie davon geträumt, Schneiderin und Modedesignerin zu werden. Sie wurde zur Berlinerin des Jahres ernannt, erhielt den Bambi in der Kategorie Mut sowie das Große Verdienstkreuz der Bundesrepublik Deutschland. Insgesamt über 21 Auszeichnungen ehrten ihr Lebenswerk.

So lang es geht, geht's!

Am 9. Mai 2025 starb Margot Friedländer im stolzen Alter von 103 Jahren in Berlin. Noch zwei Tage zuvor hatte sie zum 80. Jahrestag des Kriegsendes in Deutschland im Roten Rathaus gesprochen. Auf die Frage, ob sie ihre Aufklärungsarbeit fortsetzen oder sich zur Ruhe setzen wolle, antwortete sie schmunzelnd: „Nö, so lang es geht, geht's.“ Und fügte mit einem Lachen hinzu: „Ich habe doch keine Langeweile.“ Am 15. Mai 2025 wurde sie auf dem Jüdischen Friedhof Berlin-Weißensee in einem Ehrengrab beigesetzt, das ihr als Ehrenbürgerin der Stadt Berlin gewidmet wurde.

Seid dankbar!

Was sie einst wohl kaum für möglich gehalten hätte, ist eingetreten: Sie hat unzählige Menschen berührt, inspiriert und aufgeklärt. Sie hat geholfen, das dunkelste Kapitel deutscher Geschichte wachzuhalten, damit es nie wieder geschehen kann.

In einem ihrer letzten Interviews sagte sie: „Ja, es macht mich sehr, sehr traurig, die ganze Geschichte. Ich hätte nie gedacht, dass es wieder so kommen würde.“

Denn so hat es ja damals auch angefangen. Wir sind die, die das erlebt haben. Es sind ja jetzt auch einige noch am Leben. Für uns ist es besonders schwer zu verstehen. Und sehr traurig.“

Was wir von ihr mitnehmen sollten, ist nicht nur eine Mahnung, sondern auch ein Appell: „Seid dankbar. Nehmt das Beste und macht das Beste, was ihr könnt. Guckt nicht nach den Sternen. Bleibt auf der Erde.“

Jamie-Lee Bass

Von Party zum Welterfolg

Wie alles begann

„Ich schufte Tag und Nacht, nur um die Rechnungen zu bezahlen, die nun mal bezahlt werden müssen. Ist das nicht traurig?“ – kommt dir diese Aussage bekannt vor? Dann ist dieser

ker einzubinden. 1972 erscheint ihre erste gemeinsame Single „People Need Love“. Der Song geht so durch die Decke, dass kurz darauf ein komplettes Album folgt.

Falls Ihnen jetzt immer noch nicht klar ist, um wen es sich handelt, kommt hier die Auflösung: 1973 erscheint das erste Album von ABBA, ein Name zusammengesetzt aus den Anfangsbuchstaben der vier Mitglieder.

Waterloo!

Im Frühjahr 1974 schreibt ABBA beim Eurovision Song Contest Musikgeschichte. Damals traten 17 Länder gegeneinander an und mit „Waterloo“ errang die Band einen deutlichen Sieg. Mit 24 Punkten setzte sich ABBA klar vor die Zweitplatzierte, Gigliola Cinquetti aus Italien, die 18 Punkte erhielt.

Mamma Mia!

Aus einer kleinen Idee wird der Höhepunkt ihrer Karriere: Die alten Lieder der Band sollten in einem Musical vereint werden. Nach vielen Konzepten bleibt es schließlich bei einer Mutter-Tochter-Geschichte, da sich Songs und Handlung ideal miteinander verbinden ließen. Björn Ulvaeus sagte später einmal: „Mamma Mia! ist ein Musical, von dem wir gar nicht wussten, dass wir es schon geschrieben hatten.“



Quelle: unsplash.com (Andrew Ebrahim)

Artikel genau das Richtige für dich! Um zu verstehen, woher dieser Satz stammt, reisen wir zurück ins Jahr 1966.

In jenem Sommer lernen sich Björn Ulvaeus und Benny Andersson auf einer Party in Västervik kennen. Beide waren mit ihren Bands dort aufgetreten und als sie ins Gespräch kamen, waren sie sofort von den musikalischen Fähigkeiten des jeweils anderen begeistert. Es war wie Liebe auf den ersten Blick, nur auf musikalischer Ebene. Schon drei Wochen später trafen sie sich erneut und schrieben ihren ersten gemeinsamen Song, ohne zu ahnen, dass dies erst der Anfang einer außergewöhnlichen Karriere sein würde. Doch „Liebe auf den ersten Blick“ bekommt für Björn 1969 eine ganz andere Bedeutung, als er bei Dreharbeiten zu einer Fernsehserie die Sängerin und Komponistin Agnetha Fältskog kennenlernt. Die beiden werden ein Paar. Auch Benny verliebt sich in eine Musikerin, die Anni-Frid „Frida“ Lyngstad heißt. Zwei Beziehungen beginnen, die das Leben der vier Musiker grundlegend verändern sollten.

Aus Liebe wird Musik

Björn und Benny veröffentlichen mehrere Popsongs, die jedoch zunächst nur in Japan größere Erfolge feiern. Da die Stimmen ihrer Partnerinnen hervorragend mit ihren eigenen harmonieren, beschließen sie, diese stär-

Die Handlung dreht sich um die selbstbewusste Donna und ihre Tochter Sophie, die vor ihrer Hochzeit drei Männer einlädt, um herauszufinden, wer ihr Vater ist. Die Namen fand sie im Tagebuch ihrer Mutter, die in ihrer Jugend ein rebellisches Leben führte. Ob Sophie ihren Vater tatsächlich findet, bleibt ungeklärt und auch die Hochzeit läuft nicht wie geplant. Sophie ist doch nicht bereit für das Leben als Ehefrau und möchte zunächst die Welt mit ihrem Verlobten bereisen. Das Musical feiert 1999 in London seine Weltpremiere und tourt seitdem um die ganze Welt und landet zuletzt auch in Hamburg.

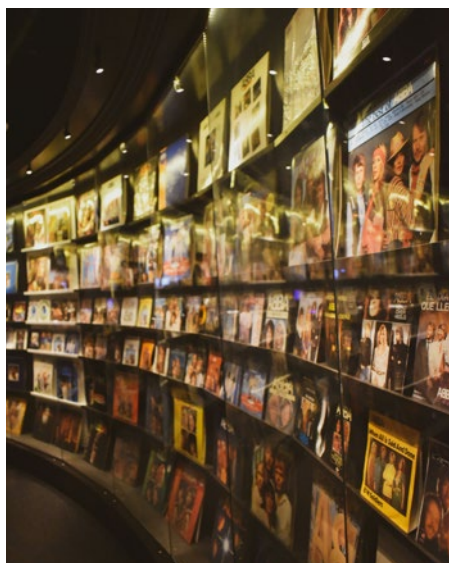
40 Jahre später...

Nach der Scheidung von Agnetha Fältskog und Björn Ulvaeus endet auch die Beziehung zwischen Frida Lyngstad und Benny Andersson. Doch ihre musikalische Zusammenarbeit wollen die vier nicht aufgeben. So entsteht noch das Album „The Visitors“. Was damals niemand ahnt: Es sollte für lange Zeit das letzte bleiben. 1983 kündigen die Musiker eine Pause an. Ein Jahr später treten Lyngstad, Ulvaeus und Andersson in der deutschen Fernsehserie „Na sowas!“ auf. In einem Interview betont Ulvaeus, dass es sich lediglich um eine Auszeit handle. Wie lange sie dauern würde, könne jedoch niemand sagen. Viele Fans verlieren die Hoffnung auf ein Comeback. Doch vor vier Jahren dann die Überraschung: Im Mai kündigt Björn Ulvaeus in einem Interview mit der „New York Times“ an, dass im Herbst neue Musik erscheinen werde. Heute können Fans ABBA wieder live erleben, wenn auch in besonderer Form: Durch Motion-Capture, digitale Verjüngung und Projektionstechnik erscheinen die vier Musiker als Hologramme in ihrem jugendlichen Look auf der Bühne.

Nach 40 Jahren hat sich der Traum vieler Fans erfüllt: ABBA ist zurück und das mit neuer Musik und spektakulären Konzerten.



Quelle: unsplash.com (Kobu Agency)



Quelle: unsplash.com (Anastacia dvl)



Quelle: pixabay.com (hobbyfotograf08)

Zeitreise im Portemonnaie – Was kostet die Welt?

Stell dir vor, du steigst in eine Zeitmaschine und landest mitten in den 1980ern. Überall leuchten Neonfarben, Musik läuft aus großen Boxen und in der Hand hältst du einen Fünf-Mark-Schein. Du gehst zum Bäcker und bekommst dafür ein ganzes Frühstück: zwei Brötchen, Butter, Marmelade und vielleicht sogar noch einen Kaffee. Heute reicht das gleiche Geld, also umgerechnet etwa zweieinhalb Euro, kaum für ein einzelnes belegtes Brötchen.

Schon verrückt, wie sehr sich die Preise im Laufe der Zeit verändert haben. Damals war vieles günstiger, keine Frage. Ein Liter Benzin kostete unter einer Mark, ein Kinoticket um die fünf Mark und ein ganzes Abendessen im Restaurant selten mehr als zwanzig. Aber das Einkommen war eben auch deutlich niedriger. Durchschnittlich verdienten die Menschen umgerechnet rund 1.000 Euro im Monat, heute mehr als doppelt so viel. Trotzdem bleibt das Gefühl: Das Leben war erschwinglicher.

Das liegt vor allem daran, dass die Lebenshaltungskosten in bestimmten Bereichen besonders stark gestiegen sind. Vor allem das Wohnen ist für viele zum Luxus geworden. Während man früher mit einer kleinen Wohnung in der Stadt noch günstig über die Runden kam, verschlingt die Miete heute oft den größten Teil des Einkommens. Auch Lebensmittel, Freizeit und Mobilität kosten deutlich mehr.

Natürlich hat sich im Gegenzug aber auch einiges verbessert. Wir leben komfortabler, gesünder und vernetzter als jede Generation vor uns. Tech-

nik, die in den Achtzigern noch wie Science-Fiction wirkte, ist heute selbstverständlich. Smartphones, Internet, Streaming, all das kostet zwar Geld, spart uns aber auch Zeit und eröffnet völlig neue Möglichkeiten. Früher musste man ins Reisebüro, um einen Flug zu buchen, heute macht man das mit ein paar Klicks. Man hat also nicht nur mehr Ausgaben, sondern auch mehr Optionen.

Ein großer Grund für die Preisentwicklung ist die Inflation. Sie sorgt dafür, dass Geld mit der Zeit an Wert verliert. Wenn man also hört, dass ein Auto 1980 nur 12.000 Mark gekostet hat, klingt das erstmal günstig, aber gemessen an den damaligen Gehältern war es gar nicht so billig. Das Problem: Preise steigen meist schneller als Löhne, und das spürt man besonders als Azubi. Das erste eigene Gehalt fühlt sich nach viel an, aber sobald Miete, Handyvertrag und Einkauf abgebucht sind, bleibt oft nicht viel übrig.

Trotzdem lohnt sich ein Blick auf das Positive. Viele Dinge sind heute qualitativ besser, nachhaltiger und sicherer. Autos verbrauchen weniger Sprit

und wir haben mehr Auswahl als je zuvor. Früher gab es vielleicht nur zwei Sorten Joghurt, heute stehen zwanzig im Regal. Man hat also nicht nur höhere Preise, sondern auch eine ganz andere Vielfalt.

Wenn man ehrlich ist, war früher nicht alles billiger. Manches war einfach einfacher. Weniger Konsum, weniger Auswahl und weniger Stress. Heute leben wir in einer schnelleren, bunteren Welt, in der Geld eine große Rolle spielt. Doch gerade deswegen ist es spannend, mal kurz die Zeit anzuhalten und sich zu fragen: Wie viel brauchen wir eigentlich wirklich, um zufrieden zu sein?

Die kleine Zeitreise durchs Portemonnaie zeigt also, dass sich zwar die Zahlen geändert haben, der Wert der Dinge aber immer noch davon abhängt, wie wir sie sehen. Vielleicht können wir aus der Vergangenheit lernen, bewusster mit Geld umzugehen, nicht jedem Trend hinterherzujagen und uns über die kleinen Dinge zu freuen.

Tom Cords



Quelle: unsplash.com (New York Library)

Die erste Mondlandung

Wir begeben uns in das Jahr 1969. Schon seit mehreren Jahren beschäftigt die Welt die Frage, was sich im Weltall befindet und wann der erste Mensch auf dem Mond landen wird. Doch bis Neil Armstrong und Buzz Aldrin als erste Menschen auf dem Mond landen, müssen vorher noch viele Etappen bewältigt werden.

Luna 1 – Der Anfang

Mit der Mondsonde Luna 1, die am 02. Januar 1959 von der Sowjetunion gestartet wurde, gelang erstmals ein Vorbeiflug am Mond. Eigentlich war ein Aufschlag auf der Oberfläche des Mondes geplant, doch die Sonde verfehlte ihr Ziel am 04. Januar um etwa 6.000 Kilometer. Trotz des Fehlschlags lieferte sie wertvolle Daten an die Erde, unter anderem die Erkenntnis, dass der Mond kein Magnetfeld besitzt.

Ranger 4 – Die Oberfläche des Mondes

Eine weitere wichtige Mission war die Raumsonde Ranger 4 der US-amerikanischen Raumfahrtbehörde NASA. Am 23. April 1962 startete sie mit dem Ziel, bei der Landung Bilder der Mondoberfläche zu machen und an die Erde

zu senden. Außerdem sollte sie eine Kapsel mit Messinstrumenten absetzen, darunter ein Seismometer, das Bodenbewegungen misst. Ein Stromausfall im Zentralcomputer verhinderte jedoch die Ausführung der Mission. Ranger 4 trieb ziellos durchs All und schlug am 26. April auf der Rückseite des Mondes auf. Somit war es das erste US-Raumschiff, das einen anderen Himmelskörper erreichte.

Apollo 8 – Der erste Flug mit Menschen

Am 21. Dezember 1968 fand der erste bemannte Flug zum Mond statt. Die Apollo 8 umkreiste den Mond zehn Mal, ohne zu landen. Frank Borman, Jim Lovell und Bill Anders



waren die ersten Menschen, die die Rückseite des Mondes sahen und die Erde als Kugel im Weltall betrachten durften.

Während die Mannschaft in der Saturn V den Mond umrundete, fanden immer wieder Live-Schaltungen statt, die im Fernsehen übertragen wurden. Besonders berühmt wurde die Weihnachtsbotschaft am 24. Dezember, in der die Astronauten Bilder des Mondhorizonts und der aufgehenden Erde zeigten. Außerdem lasen Borman, Lovell und Anders

die biblische Schöpfungsgeschichte. Nach dem Ende der Übertragung begann die Besatzung mit der Vorbereitung für die zehnte und abschließende Umkehrung des Mondes. Am Morgen des 27. Dezember wasserte die Kapsel im Pazifik, in der Nähe von Hawaii. Zwei Stunden später wurden Frank Borman, Jim Lovell und Bill Anders heil aus der Kapsel geborgen. Diese erfolgreiche Mission war ein Meilenstein für die Geschichte der Raumfahrt sowie ein wichtiger Schritt auf dem Weg zur ersten Mondlandung.

Apollo 11 – „The Eagle has landed!“

Am 16. Juli 1969 starteten drei Astronauten namens Neil Armstrong, Buzz Aldrin und Micheal Collins in Florida an Bord einer Saturn-V-Rakete mit der Mission auf dem Mond zu landen. Der Hinflug verlief ohne besondere Vorkommnisse und dauerte etwa 76 Stunden. Durch ein Bremsmanöver am 19. Juli 1969 schwenkten die Astronauten über die Rückseite des Mondes in die Mondumlaufbahn ein. Im Mondorbit stiegen Armstrong und Aldrin in die Mondlandefähre um, während Collins im Mutterschiff blieb und kontrollierte, ob die Fähre Schäden erlitten hatte und ob die Landebeine richtig ausgeklappt waren. Nach der Kontrolle begann der Abstieg von Armstrong und Aldrin. Am 20. Juli 1969 um 20:17 Uhr verkündete Armstrong an das Missionskontrollzentrum: „Houston, Tranquility Base here. The Eagle has landed!“. In diesem Moment war die Mission erfolgreich, denn das Ziel einer bemannten Mondlandung war erreicht.

Kurz nach der Landung begannen bereits die Vorbereitungen für den Rückflug. Der Bordcomputer musste neu programmiert werden und zu dem Zeitpunkt war nicht bekannt, an welcher Position die beiden Astronauten sich genau befanden. Collins versuchte während seiner Umrundungsflüge die Mondlandefähre zu sighten, was jedoch erfolglos blieb. Währenddessen fotografierten Aldrin und Armstrong die Mondoberfläche aus ihren Fenstern. Nach etwa drei Stunden Vorbereitung verließ Neil Armstrong am 20. Juli 1969, nach mitteleuropäischer Zeit bereits am 21. Juli, als erster Mensch die Mondlandefähre und sagte die berühmten Worte: „That’s one small step for a man, one giant leap for mankind!“.

Das historische Ereignis wurde gefilmt und rund 600 Millionen Fernsehzuschauer*innen auf der Erde erlebten die Live-Übertragung. Während ihres Aufenthalts auf der Mondoberfläche führten Armstrong und Aldrin Experimente durch, bauten Instrumente auf und sammelten 21,6 kg Gestein und Bodenproben. Der Rückflug verlief problemlos. Die Fähre schwenkte in die Mondumlaufbahn ein und koppelte sich knapp vier Stunden später wieder an der Kommandokapsel an. Danach stiegen Aldrin und Armstrong zu Collins um und die Mondfähre wurde abgestoßen. Am 24. Juli wasserte die Kap-



sel mit den drei Astronauten im Pazifik, wo sie von einem Helikopter geborgen und sicher an Bord des Bergungsschiffs gebracht wurden.

Mit Apollo 11 begann ein neues Kapitel der Menschheitsgeschichte. Es war der Beweis, dass der Mensch in der Lage ist, das scheinbar Unmögliche zu erreichen. Nach der ersten Mondlandung entwickelte sich die Raumfahrt rasant weiter. Heutzutage planen Raumfahrtagenturen und private Unternehmen neue Missionen zum Mond, zum Mars und darüber hinaus. Damit beginnt eine neue Phase der Raumfahrt, die Forschung und Innovation in nie dagewesenem Maße vorantreibt.



Leonie Füsser

**„That’s one small step for
man, one giant leap for
mankind!“**

Neil Armstrong 1969

Gestern rebellisch, heute Mainstream – Die Entwicklung der Trends

Trends sind ein Spiegel der Gesellschaft. Sie zeigen, was in einer bestimmten Zeit wichtig ist, was Menschen begeistert, verbindet oder auch unter Druck setzt. Ob in der Mode, in der Musik, im Verhalten oder heute besonders stark durch soziale Medien. Doch wie haben sich Trends über die Jahre verändert?

Mode war schon immer ein wichtiger Teil von Trends. In den 60er- und 70er-Jahren zeigten Hippies mit bunten Blumenmustern und Schlaghosen ihre Einstellung zu Freiheit und Frieden. In den 80ern dominierten grelle Neonfarben, Schulterpolster und auffällige Frisuren, die Selbstbewusstsein ausstrahlen sollten. Wer

damals einem Trend folgen wollte, orientierte sich an Musikstars, Schauspieler*innen oder an Modezeitschriften. Trends verbreiteten sich langsam und oft nur innerhalb bestimmter Regionen.

Heute läuft das ganz anders. Durch Instagram, TikTok und Co. entstehen fast

täglich neue Trends und verbreiten sich in rasanter Geschwindigkeit weltweit. „Microtrends“ halten manchmal nur wenige Wochen, bevor sie von der nächsten Welle abgelöst werden. Influencer*innen ersetzen die damaligen Prominenten als wichtigste Trendführer*innen, und große Modeketten reagieren blitzschnell mit passender „Fast Fashion“. Mode ist dadurch vielfältiger und für alle zugänglich geworden, aber leider auch kurzlebiger und unmoralischer.

Früher war Ausstrahlung auch etwas, das man im persönlichen Umfeld wahrnahm: durch Kleidung, Haltung oder den Umgang mit anderen Menschen. Wer auffallen wollte, konnte sich vielleicht noch ein Poster von seinem Vorbild ins Zimmer hängen oder in der Gruppe durch einen auffälligen Stil glänzen.

Heute spielt Ausstrahlung vor allem im Digitalen eine Rolle. Social Media macht es möglich, sich einer breiten Öffentlichkeit zu präsentieren. Stories und kurze Videos sind zum Alltag geworden. Ausstrahlung bedeutet nicht mehr nur, wie man im echten Leben wirkt, sondern auch, wie man sich online darstellt. Filter, Bildbearbeitung und Schönheitsideale erzeugen dabei einen enormen Druck: Nicht nur in echt gut auszusehen, sondern auch online perfekt zu erscheinen.

Der Vergleich mit anderen war schon früher ein Thema, allerdings in einem kleineren Rahmen. Jugendliche orientierten sich an Freundeskreisen, Mitschüler*innen oder lokalen Vorbildern. Wer keine Markenjeans trug oder nicht in die Disco durfte, fühlte sich vielleicht ausgeschlossen, aber der Vergleich blieb auf das unmittelbare Umfeld beschränkt.

Heute ist das anders. Durch Social Media vergleichen wir uns ständig mit Menschen aus aller Welt. Jede*r kann rund um die Uhr sehen, was andere tragen, essen, leisten oder besitzen. Das hat positive Seiten: Trends inspirieren, geben neue Ideen und schaffen Motivation. Gleichzeitig entsteht aber auch das Gefühl, immer mithalten zu müssen. Begriffe wie „FOMO“ (Fear of Missing Out) zeigen, wie sehr der permanente Vergleich den Alltag vieler Menschen beeinflusst, da sie immer ein Teil des aktuellen Trends sein wollen.

Individualität spielte schon immer eine Rolle bei Trends. Punks etwa nutzten ihren auffälligen Stil, um sich bewusst von der Gesellschaft abzugrenzen. Goths, Rocker oder Techno-Fans drückten durch Kleidung und Musik ihre Einzigartigkeit aus, aber auch ihre Zugehörigkeit zu einer Gruppe.

Heute scheint Individualität selbst zum Trend geworden

Anzeige

Frohe Weihnachten und ein erfolgreiches neues Jahr!

Die Controlling-Abteilung bedankt sich für die gute Zusammenarbeit im Jahr 2025. Wir wünschen Ihnen besinnliche Feiertage, erholsame Stunden und einen erfolgreichen Start ins neue Jahr.

zu sein. „Sei du selbst!“, versuchen viele Influencer*innen einem mitzuteilen. Gleichzeitig ist dieses „Individuell-Sein“ oft erstaunlich uniform: Wenn Millionen Menschen denselben Influencer*innen-Look nachahmen, entsteht eher Gleichförmigkeit als Einzigartigkeit. Die Auswahl an Möglichkeiten ist zwar durch Online-Shops, Secondhand-Mode oder DIY-Projekte größer denn je, doch wirklich herauszustechen bleibt schwierig.

Trends schaffen auch ein Gefühl von Gemeinschaft. Früher war dieses Gruppengefühl stark mit Subkulturen verbunden: Rocker trafen sich in Kneipen, Hippies auf Festivals, Techno-Fans in Clubs. Die Zugehörigkeit war sichtbar, verbindlich und oft über Jahre prägend.

Heute entstehen Gruppen häufig digital. Online-Gruppen oder Social-Media-Challenges schaffen ein Wir-Gefühl, das sogar weltweit reichen kann. Der Austausch ist leichter, aber oft auch flüchtiger. Digitale Communities können ebenso schnell verschwinden, wie sie entstanden sind. Dennoch bleibt das Bedürfnis, Teil einer Gruppe zu sein, so stark wie damals, nur die Formen haben sich verändert.

Ein wesentlicher Unterschied zwischen damals und heute liegt in der gesellschaftlichen Akzeptanz von Trends. Früher wurden neue Erscheinun-

gen oft skeptisch oder sogar feindlich betrachtet. In den 1960er- und 1970er-Jahren galten lange Haare bei Männern als Rebellion gegen gesellschaftliche Normen, bunte Kleidung oder auffälliger Schmuck als Zeichen mangelnder Ernsthaftigkeit. Jugendliche, die sich diesen neuen Stilen anschlossen, mussten häufig mit Unverständnis oder Ablehnung rechnen. Das galt vor allem für Eltern und die ältere Generation. Wer „anders“ aussah, fiel auf, und dieses Auffallen war nicht immer positiv. Akzeptanz musste man sich erst erkämpfen, und Trends waren Ausdruck von Mut und manchmal auch Widerstand.

Heute ist das anders. Die Vielfalt an Lebensstilen, Modeformen und Ausdrucksmöglichkeiten ist enorm gestiegen. Wir sind auf einem guten Weg, was Kleidung, Frisuren oder Selbstdarstellung betrifft. Ob Tattoos, bunte Haare oder ungewöhnliche Outfits, was früher provozierte, wird heute immer mehr akzeptiert. Gesellschaftliche Offenheit und ein stärkeres Bewusstsein für Individualität haben dazu geführt, dass Menschen sich freier ausdrücken können, ohne sofort in Schubladen gesteckt zu werden.

Allerdings hat diese neue Offenheit auch eine Kehrseite. Die enorme Geschwindigkeit, mit der Trends entstehen und wieder verschwinden, führt dazu, dass kaum noch etwas lange

Bestand hat. Was heute gefeiert wird, kann morgen schon alt sein. Dadurch entsteht ein ständiger Druck, am Ball zu bleiben, um dazuzugehören. Akzeptanz gibt es zwar schneller, aber sie ist oft oberflächlicher und sie hängt davon ab, wie gut man den jeweils aktuellen Trend mitmacht.

Auch die Art, wie Akzeptanz entsteht, hat sich verändert. Früher spielte das persönliche Umfeld eine große Rolle: Freunde, Familie, Schule, Arbeitsumfeld. Heute entsteht Anerkennung häufig digital, zum Beispiel durch Likes, Kommentare oder Followerzahlen. Diese neue Form der Bestätigung kann motivieren, aber auch abhängig machen. Viele Menschen passen sich bewusst Trends an, um online akzeptiert zu werden. Damit verschiebt sich der Maßstab für Zugehörigkeit: Statt sozialer Bindung zählt oft die digitale Resonanz.

Trotzdem lässt sich festhalten: Die Gesellschaft ist insgesamt toleranter und pluralistischer geworden. Während früher jeder Trend als Bruch mit Traditionen gesehen wurde, gilt heute Vielfalt als selbstverständlich. Dieser Wandel zeigt, dass Trends nicht nur Modeerscheinungen sind, sondern auch Ausdruck gesellschaftlicher Entwicklung, von Rebellion hin zu Akzeptanz, von Ausgrenzung hin zu Vielfalt.

Tom Cords

Quelle: pixabay.com (geralt)



Spendenziel: Kinderhospiz Sternenbrücke



Wenn ein Kind schwer erkrankt, bedeutet das für die ganze Familie eine enorme Belastung. Viele Menschen denken bei einem Kinderhospiz zuerst an Sterben und Abschied. Doch die Sternenbrücke ist viel mehr als das. Es ist ein Ort, an dem Familien für eine Weile die Last des Alltags ablegen dürfen, ein Ort zum Aufatmen und Kraftschöpfen. Hier können Eltern zur Ruhe kommen, Geschwister wieder in den Mittelpunkt rücken und die erkrankten Kinder Geborgenheit und Zuwendung erfahren. Das Hospiz schenkt Freiräume, in denen Sorgen für eine Weile in den Hintergrund treten und wertvolle gemeinsame Momente möglich werden. So entsteht mitten in aller Schwere ein Stück Normalität und vor allem das Gefühl, nicht allein zu sein.



Das Kinder- und Jugendhospiz Sternenbrücke in Hamburg begleitet seit 2003 schwerkranke Kinder und seit 2010 auch Jugendliche und junge Erwachsene bis 27 Jahre. Ziel ist es, den Familien in dieser besonders schwierigen Lebenssituation Entlastung und Unterstützung zu bieten. Das Hospiz bietet überwiegend Entlastungspflege an: Familien können vier Wochen im Jahr die Betreuung vor Ort in Anspruch nehmen. Einige Eltern begleiten ihre Kinder, um einmal nicht rund um die Uhr für die Pflege verantwortlich zu sein. Andere wiederum nutzen die Zeit, um eine Auszeit vom Alltag zu nehmen. Auch Großeltern können ihre Enkel begleiten und mit ihnen eine schöne Zeit verbringen. Ein kleiner, aber ebenso wichtiger Teil der Arbeit betrifft Kinder, die zum Sterben in die Sternenbrücke kommen. Für sie spielt Zeit keine Rolle: Sie dürfen bleiben, bis ihr Weg zu Ende geht. Pflegerin Nadine, die uns mit viel Herz durch das Haus führte, erzählte uns, dass manche Familien sogar ein halbes Jahr hier verbringen. Gleichzeitig sind die Familien nicht an das Hospiz gebunden. So wollte ein Mädchen ihren 18. Geburtstag zum Beispiel noch einmal zu Hause feiern. Also fuhr sie mit ihrer Familie zurück, feierte dort und kam danach wieder in die Sternenbrücke zurück.

Neben Entlastungs- und Finalpflege bietet das Hospiz auch Krisenaufenthalte an. Wenn Kinder nach einer akuten Erkrankung wie einer Lungenentzündung stabilisiert werden müssen oder eine neue Behandlung erhalten, bietet das Hospiz einen geschützten Zwischenort, bevor sie wieder nach Hause entlassen werden können. All diese Aufenthalte sind für die Familien kostenlos. 60 Prozent der Kosten übernimmt die Krankenkasse, die restlichen 40 Prozent müssen über Spenden finanziert werden, obwohl ein Aufenthalt rund 1.200 Euro pro Tag kostet.



Sternenbrücke

Im Hospiz arbeiten Pflegefachkräfte, Heilerziehungspfleger:innen, Physiotherapeut:innen, Pädagog:innen, Ärzt:innen und viele mehr Hand in Hand – und ganz besonders Seite an Seite mit den zahlreichen Ehrenamtlichen. „Ohne ihre Unterstützung wäre die Arbeit kaum möglich“, erzählt Nadine. Sie begleiten die Kinder beim Spielen, Lesen oder Spaziergehen, helfen in der Küche oder an der Rezeption und sind einfach da, wenn jemand Zeit und Nähe braucht. „Ohne Ehrenamtliche könnten wir hier gar nicht arbeiten. Sie sind das Herzstück unseres Hauses“, sagt Nadine.

Während unseres Rundgangs spürten wir überall diese Herzlichkeit und das Miteinander. Es herrscht eine Atmosphäre voller Leichtigkeit, in der Lachen und Leben ebenso selbstverständlich sind wie Mitgefühl und Trost. Besonders beeindruckt hat uns das vielfältige Angebot: Von den Therapiehunden Willi und Anouk über das Schwimmbad und das Musikzimmer bis hin zu den Werkstätten und den Rückzugsräumen für Eltern und Geschwisterkinder. Hier wird spürbar: Das Hospiz ist ein Ort des Lebens.

Nadine arbeitet seit fünf Jahren in der Sternenbrücke. Man merkt ihr an, wie sehr sie ihre Arbeit liebt. Sie erzählt voller Wärme von den Kindern, die sie begleitet hat, von Eltern, die sie freudig auf dem Flur begrüßen, und von berührenden Momenten. „Es ist einfach so schön hier, dass die Trauer oft nicht im Vordergrund steht. Das ist unser Ziel“, sagt sie. Selbst schwere Situationen verwandeln sich manchmal in tröstliche Erinnerungen. Nadine berichtet von einer 18-jährigen Patientin mit starken Schmerzen, die genau wusste, wie sie berührt werden wollte. Nach deren Tod konnten Nadine und die Mutter beim Herrichten gemeinsam darüber lachen, dass sie nun ohne zu klagen gedreht werden konnte. So wurde aus einer schweren Erfahrung ein wertvoller, gemeinsamer Abschiedsmoment. Natürlich bleibt eine solche Arbeit aber auch nicht ohne Spuren. Nadine gesteht offen, dass sie die Erlebnisse nicht einfach vor dem Tor des Hospizes zurücklassen kann. Die Bindungen, die während der Aufenthalte entstehen, sind zu eng. Sie erzählt von einem kleinen Jungen, der ihr durch sanftes Streicheln „Danke“ sagte. Als sie in den Urlaub fuhr, wusste sie, dass sie ihn wohl nicht mehr sehen würde. Deshalb bat sie ihre Kollegin: „Wenn er stirbt, musst du mir schreiben.“ Für Nadine sind Rituale wie die „Aussegnung“ oder die Teilnahme an Beerdigungen wichtige Wege, um auch für sich selbst einen würdevollen Abschied zu finden.

Wer die Sternenbrücke unterstützen möchte, kann das auf verschiedene Arten tun: durch Spenden, durch ehrenamtliche Mitarbeit, sei es in der Pflege, in der Hauswirtschaft oder sogar im Garten oder einfach, indem man von der Arbeit dieses besonderen Ortes erzählt. Denn die Sternenbrücke ist kein Ort der Trauer. Es ist ein Ort, an dem Familien Kraft tanken, Nähe spüren und in einer schweren Zeit Geborgenheit erfahren. Wir sind dankbar, dass wir im Rahmen der Azubi Inside mit unserer Spende einen Beitrag leisten dürfen und freuen uns, dass wir die Möglichkeit hatten, einen so bewegenden Einblick in die Arbeit der Sternenbrücke zu erhalten und die wunderbare Nadine kennenzulernen.

Jamie-Lee Baas & Emma Düffert



Quelle: Bilder selbst erzeugt

Rätseelseite

Das Lösungswort ergibt sich aus den Anfangsbuchstaben der richtigen Antworten und den Anfangsbuchstaben der sich im Suchsel befindenden Wörter. Bei den Fragen stimmt die Reihenfolge, beim Suchsel muss ein wenig ausprobiert werden.

Frage 1)

Welcher deutsche Theologe setzte mit der Veröffentlichung seiner 95 Thesen im Jahr 1517 die Reformation in Gang?

- i) Martin L  ther
- ii) Johann Wolfgang von Goethe
- iii) Franz Kafka

Frage 2)

Welche Politik der Expansion und Herrschaft über andere Länder trieben europäische Großmächte im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert voran?

- i) Kommunismus
- ii) Absolutismus
- iii) Imperialismus
- iv) Faschismus

Frage 3)

Welcher ber  hmtе Pharao ist bekannt für die Entdeckung seines nahezu unversehrten Grabes im Jahr 1922?

- i) Tutanchamun
- ii) Ramses
- iii) Kleopatra

Frage 4)

Welches ber  hmtе Schiff sank im Jahr 1912 nach einer Kollision mit einem Eisberg auf seiner Jungfernfahrt?

- i) Queen Mary
- ii) Titanic
- iii) Endeavour
- iv) Santa Maria

Frage 5)

Wer war der ber  hmtе Entdecker, der um 982 Gr  nland erreichte?

- i) Erik der Rote
- ii) Leif Eriksson
- iii) Christoph Kolumbus

Frage 6)

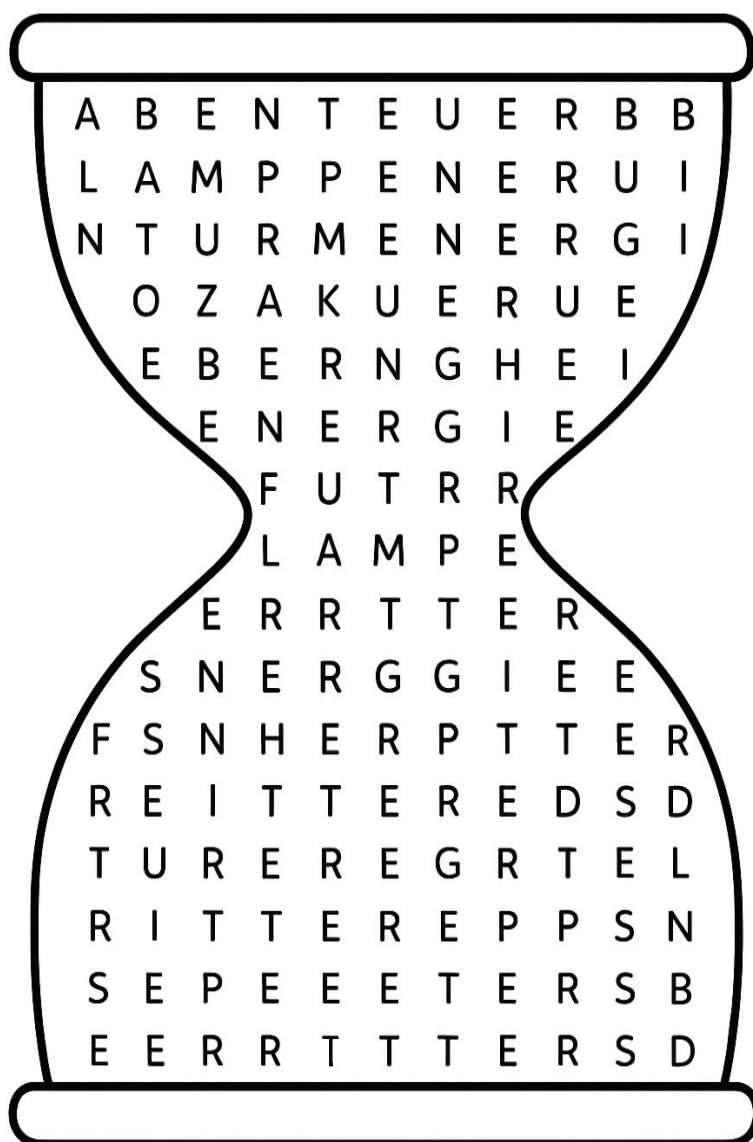
Welcher französische König, auch bekannt als der ‚Sonnenkönig‘, baute das ber  hmtе Schloss Versailles?

- i) Franz I.
- ii) Karl der Großen
- iii) Napoleon Bonaparte
- iv) Ludwig XIV.

Quelle: pexels.com (geralt)



Finde hier die fünf Wörter, um mit ihren Anfangsbuchstaben die zweite Hälfte vom Lösungswort zu bestimmen.



Lösungswort:

--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--

Alles gelöst?

Du hast alle Rätsel gelöst und fragst Dich, wie es weiter geht? Schicke uns Dein Lösungswort an: Teilnahmechluss ist der **30.01.2026**. Die Gewinne werden unter allen richtigen Lösungen ausgelost.

Das kannst Du dank unserer Sponsoren gewinnen:

2x Besuch im Panoptikum oder 5x Essensgutschein vom Frittenwerk.

Gefangen in Nordkorea: Der Fall von Otto Warmbier

Das Jahr neigt sich dem Ende zu, Silvester steht vor der Tür. Während die meisten Menschen gemeinsam mit Familie und Freunden voller Vorfreude ins neue Jahr feiern, gibt es auch jene, die das neue Jahr an einem ganz besonderen Ort begrüßen wollen, so wie Otto Warmbier. Die meisten hätten sein Reiseziel wohl nicht einmal in Betracht gezogen. Doch der damals 21-Jährige hatte sich dazu entschlossen, Silvester in Nordkorea zu verbringen.

Ein amerikanischer Musterschüler

Otto Warmbier wächst in einer Kleinstadt im US-Bundesstaat Ohio auf. Er hat eine liebevolle Familie, Geschwister, ein behütetes Zuhause. In der Schule ist er ein Vorzeigeschüler. Er schreibt exzellente Noten, beteiligt sich an ehrenamtlichen Projekten und beeindruckt vor allem durch sein mathematisches Talent. So sehr, dass er ein Stipendium erhält und Wirtschaftswissenschaften an der renommierten University of Virginia studiert. Otto ist sportlich, beliebt, hat viele Freunde und er hat eine große Leidenschaft: das Reisen. Während viele seiner Altersgenossen nur innerhalb der USA bleiben, hat Otto schon Länder wie Kuba und Israel bereist. Für Otto ist kein Ort zu fremd. Er will die Welt sehen und nun steht Nordkorea als nächstes Ziel auf seiner Liste. Eine fünfjährige Reise über den Atlantik. Otto kann es kaum erwarten.

Ein Flug ins Ungewisse

Am 29. Dezember landet er in Peking. Von hier aus soll es mit dem Flugzeug weitergehen nach Pjöngjang, der Hauptstadt Nordkoreas. Da eine Einreise in dieses isolierte Land alles andere als einfach ist, hat Otto die Reise über eine spezialisierte Agentur gebucht. Diese kümmert sich nicht nur um Flug und Unterkunft, sondern auch um das benötigte Visum und alle organisatorischen Formalitäten. Im Flugzeug sitzen bereits andere Teilnehmende der Gruppe: Wild zusammengewürfelte Reisende aus aller Welt. Otto kennt niemanden, aber das ist für den offenen und kontaktfreudigen Studenten kein Problem. Er freundet sich schnell mit den anderen an. Kaum ist das Flugzeug gelandet, wird den

Reisenden klar, dass sie sich in einem Land mit völlig anderen Spielregeln befinden. Die Einreisekontrolle ist streng, fast bedrohlich. Private Gegenstände wie Magazine, religiöse Symbole oder elektronische Speichermedien sind verboten. Doch die Gruppe hat sich gut vorbereitet und passiert die Kontrollen ohne Probleme. Die Reise beginnt.

Willkommen im „Alcatraz of Fun“

Willkommen in Pjöngjang, der Vorzeigestadt der nordkoreanischen Diktatur. Wer Nordkorea besucht, darf sich ausschließlich in der Hauptstadt aufhalten. Warum das so ist, liegt auf der Hand: Die Regierung will den Tourist*innen ein geschöntes Bild ihres Landes präsentieren, der Rest des Landes bleibt verborgen. Auch in der Hauptstadt gelten strikte Regeln: Wer sich nicht respektvoll vor den überlebensgroßen Statuen von Kim Il-sung und Kim Jong-il verbeugt, riskiert harte Strafen. Das gilt auch für Tourist*in

nen. Selbst bei Erinnerungsfotos man vorsichtig sein, denn wird Statue nur teilweise abgebildet,

kann das als Respektlosigkeit gewertet und bestraft werden. Doch

Otto und seine Mitreisenden lassen sich davon nicht einschüchtern.

Gemeinsam mit dem offiziellen

Tourguide erkunden sie die Stadt, besichtigen Monu-

mente, Museen und erleben Straßenbil-

der einer streng kontrollierten Realität. Der

Schein trügt, doch die Gruppe genießt die surrealen Eindrücke – noch.

Nach einem ereignisreichen

Tag kehrt die Gruppe zurück in das berühmte Yanggak-

do International Hotel, auch bekannt als „The Alcatraz of Fun“.

Isoliert auf der Insel Yanggak gelegen, mitten im Taedong-Fluss,

gleichet das Hotel einer Festung. Außen repräsentativ, innen gut



bewacht. Das Verlassen des Gebäudes ist abends verboten, nicht nur wegen der Lage auf der Insel, sondern auch wegen der „vielfältigen Unterhaltungsmöglichkeiten“ innerhalb des Hotels. Im Erdgeschoss gibt es eine Bar, einen Buchladen, mehrere Restaurants. Ein Drehrestaurant auf dem Dach bietet Aussicht, aber keine Freiheit. Im Untergeschoss befinden sich eine Bowlingbahn, ein Billardraum, ein Hallenbad, ein Friseursalon, ein Casino und ein Massagesalon mit ausschließlich weiblichem Personal. Luxus? Nur auf den ersten Blick. Denn wer genau hinschaut, merkt schnell: Das Hotel ist eine Kulisse. Die Fernsehsender sind zensiert. Die Zimmer vermutlich verwandt. Und dann ist da noch der Aufzug mit Knöpfen für alle Stockwerke, außer dem fünften. Warum? Diese Frage wird erst später eine erschreckende Bedeutung bekommen.

Ein besonderer Jahreswechsel

Nach einer kurzen Dusche trifft sich Otto mit den anderen in der Hotelbar. Viele Reisende beschreiben diesen Trip später als eine Art „Saufurlaub“. Es ist Silvester. Das neue Jahr wird mit staatlich organisiertem Feuerwerk begrüßt. Der Tourguide bringt die Gruppe später zurück ins Hotel, wo der Abend bei Getränken und Gelächter weitergeht. Für viele das Highlight der Reise. Otto entscheidet sich, in der Bar zu bleiben, während sein Zimmergenosse Danny die Bowlingbahn besucht. Als Danny später zurück ins Zimmer kommt, liegt Otto bereits schlafend im Bett. Alles scheint normal.

Spurlos verschwunden

Die fünf Tage vergehen schnell. Die Gruppe, erfüllt von Eindrücken und neuen Freundschaften, begibt sich zum Flughafen. Der Rückflug steht an und die Heimreise beginnt. Doch dann passiert das Unvorstellbare: Zwei uniformierte Männer nähern sich der Gruppe, tippen Otto auf die Schulter und bitten ihn, mitzukommen. Otto wirkt nicht ängstlich. Vielleicht glaubt er an eine Nachkontrolle. Auch Danny macht noch einen Scherz: „Das ist wohl das Letzte, was wir von dir sehen!“ Alle lachen. Doch das Lachen verstummt – für immer.

Danny wartet am Gate, doch es gibt keine Spur von Otto. Als das Boarding beginnt, bleibt sein Platz leer. Die Stimmung kippt. Einige weigern sich zu fliegen, besorgt um das Schicksal ihres neuen Freundes. Doch als zwei Offiziere mit Maschinengewehren ins Flugzeug treten, verstummt jede Diskussion. Niemand wagt es mehr, Widerstand zu leisten. Die Beamt*innen geben an, Otto sei schwer krank. Weitere Informationen? Fehlanzeige. Der Flieger hebt ab. Ohne Otto. Und niemand weiß, warum.

Das Propagandaplakat vom fünften Stock

Zurück in Peking und immer noch keine Spur von Otto. Wochen vergehen. Dann die Nachricht: Otto wurde wegen einer „feindseligen Handlung“ festgenommen. Was genau passiert ist, bleibt unklar. Acht Wochen lang herrscht totale Funkstille. Am 29. Februar 2016 tritt das nordkoreanische Regime mit einer Pressekonferenz an die Öffentlichkeit. Vor laufender Kamera wird Otto in Handschellen in einen Raum geführt. Blass, gebrochen, mit gesenktem Blick. Dann spricht er. Er gesteht, ein Verbrechen begangen zu haben. Er habe geplant, am frühen Morgen des 1. Januar ein politisches Propagandaplakat im Hotel zu entwenden, um der Arbeitsmoral der nordkoreanischen Bevölkerung zu schaden. Er bedankt sich „für die humane

Art“, in der man ihn festgenommen habe. Für viele ist klar: Dieses Geständnis ist erzwungen. Wort für Wort auswendig gelernt, unter Druck, unter Angst, unter Zwang. Nun rückt auch das mysteriöse fünfte Stockwerk des Hotels in den Fokus. Dort soll sich der Diebstahl abgespielt haben. Gäste berichten von unheimlichen Gängen, niedrigen Decken, Räumen voller Monitore mit Aufnahmen aus den Hotelzimmern. Otto behauptet, eine Kirche aus seiner Heimat und sogar die US-Regierung hätten ihn angestiftet. Man habe ihm Geld geboten, um das Plakat zu stehlen, als Akt gegen den nordkoreanischen Staat. Dann beginnt Otto zu weinen. Er verbeugt sich tief. Seine Stimme zittert:

„Ich hätte mir nie, nie erlauben sollen, mich von der US-Regierung dazu verlocken zu lassen, ein Verbrechen in diesem Land zu begehen. Ich wünsche mir, dass die US-Regierung in Zukunft keine Personen wie mich dazu manipulieren wird, Verbrechen gegen fremde Länder zu begehen. Inständig bitte ich Sie, das Volk und die Regierung der Demokratischen Volksrepublik Korea, um Ihre Vergebung. Bitte! Ich habe den schlimmsten Fehler meines Lebens begangen!“

Seine Eltern brechen vor dem Fernseher zusammen. Es ist, als würden sie zusehen, wie ihr Sohn vor ihren Augen stirbt.

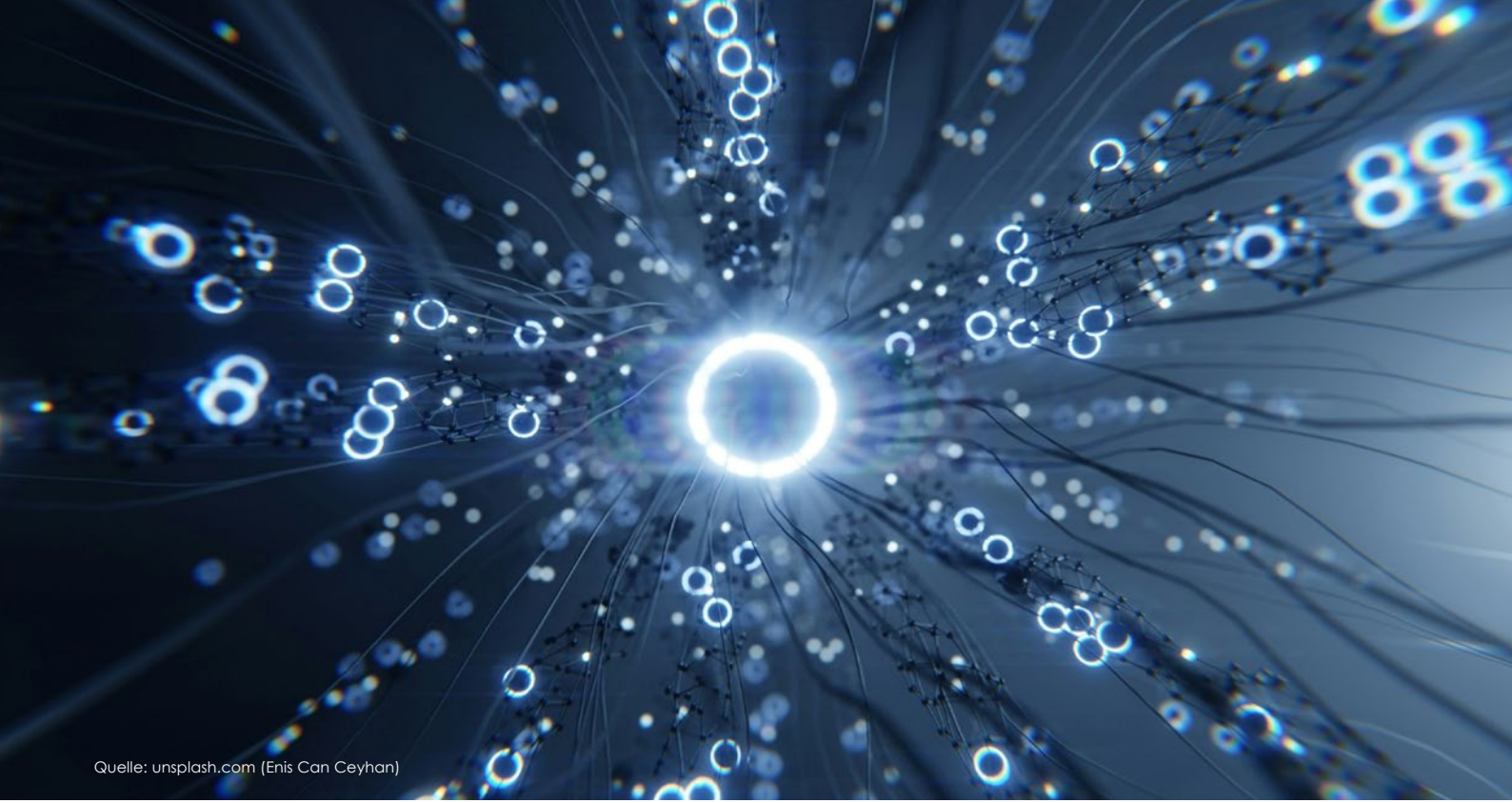
Wochen später veröffentlicht Nordkorea ein Überwachungsvideo. Es zeigt eine Person, die durch den Hotelflur schleicht und ein Plakat von der Wand reißt. Das Gesicht ist nicht zu erkennen. Dennoch wird Otto zu 15 Jahren Haft verurteilt. Eine Mitreisende widerspricht der offiziellen Version: Um 1:57 Uhr, dem angeblichen Tatzeitpunkt, war die Gruppe noch gar nicht zurück im Hotel. Doch solche Widersprüche zählen hier nicht. Dann folgt monatelange Stille. Am 6. Juni 2017 geschieht das Unfassbare: Nordkorea teilt mit, dass Otto in die USA zurückkehren darf, das allerdings im Koma. Die US-Regierung erhält plötzlich eine Landegenehmigung. Ein Flugzeug holt ihn ab.

Ein schmerzlicher Abschied

Als seine Eltern ihn im Krankenhaus sehen, erkennen sie ihren Sohn kaum wieder. Abgemagert, kahlgeschoren, regungslos. Ein lebendiger, fröhlicher junger Mann verließ die USA, was zurückkommt, ist ein körperliches Wrack. Die Ärzte diagnostizieren, dass es kein echtes Koma ist, denn Otto reagiert, spürt offenbar Schmerz, schreit sogar. Alles deutet auf monatelange Folter hin. Sechs Tage wird er künstlich ernährt. Seine Eltern wissen: Das ist kein Leben mehr. Und sie haben ihn längst verloren. Am 19. Juni 2017 stirbt Otto Warmbier. Drei Tage später wird er beerdigt. Was als aufregende Reise begann, endete mit dem Tod eines unschuldigen jungen Mannes.

Warum musste Otto sterben?

Zunächst nennt US-Präsident Donald Trump Nordkorea einen „Mörderstaat“. Doch nach einem Treffen mit Kim Jong-un rudert er zurück, denn er glaubt dem nordkoreanischen Diktator, dieser habe „nichts von dem Fall gewusst“. Warum Otto festgenommen wurde, ob er je etwas gestohlen hat, wer ihm was eingeredet hat, das wird wohl niemals geklärt werden. Ein junger Mann verliert sein Leben und die Welt wird nie die ganze Wahrheit erfahren. Ein Cold Case. Tragisch. Unvergessen.



Quelle: unsplash.com (Enis Can Ceyhan)

„Hey ChatGPT, warum geht es mir nicht gut?“

Fragen wie diese richten inzwischen immer mehr Leute an künstliche Intelligenz. Es ist schon länger ein Trend in den sozialen Medien, sich Rat bei ChatGPT zu holen. Kein Wunder: ChatGPT ist jederzeit verfügbar, man muss keine Praxis suchen, nicht um Termine kämpfen und keine Wartezimmer ertragen.

Ich bin eine der letzten, die die Nutzung von KI im Alltag verteufeln würde – das wäre ehrlich gesagt auch etwas scheinheilig, wenn man bedenkt, wie oft ich sie selbst benutze. Trotzdem war mein erster Impuls bei dem Gedanken „KI anstatt Therapie?“ eher skeptisch.

Aber wie sieht denn die Alternative überhaupt aus? Menschen, die in Deutschland einen Therapieplatz suchen, warten laut Bundespsychotherapeutenkammer im Schnitt rund fünf Monate.

Wir leben in einer Zeit, in der Einsamkeit ein immer größer werdendes Problem ist und mentale Gesundheit immer wichtiger wird. Studien zeigen, dass sich immer mehr Menschen, besonders in Städten, sozial isoliert fühlen. Daher greifen viele zu digitalen Lösungen: Ein Chatbot, der einfühlsam reagiert, Verständnis zeigt und auf Nachfragen eingeht, ist da eine verlockende Alternative. Man bekommt direkt Hilfe, wenn man sie

braucht und kann über die schlimmsten Gedanken sprechen, ohne Angst vor Verurteilung.

Aber wie menschlich sollte ein Chatbot eigentlich sein?

Manche Chatbots sind so gut trainiert, dass man fast vergisst, dass man nicht mit einer echten Person redet. Erste Studien zeigen, dass genau das für die Unternehmen essenziell ist. Das Auftreten ist durchdacht. Den Chatbots werden oft eigene Persönlichkeiten und sogar Hobbys gegeben, damit das Gespräch natürlicher wirkt. Die Antworten sind so kalkuliert, dass man sich wohlfühlt und das Gespräch fortsetzen möchte. Dabei stellt sich die Frage: Ist es gut, dass ein Bot so „menschlich“ wirkt, dass man ihm alles anvertraut?

Künstliche Intelligenz ist nämlich nicht neutral. Manche Chatbots sind politisch gefiltert oder haben Themen, zu denen sie schweigen. Während

bisher die leistungsstärksten Modelle fast ausschließlich in den USA entwickelt wurden, sorgte beispielsweise DeepSeek Anfang des Jahres für Aufsehen. Das chinesische Start-up veröffentlichte ein Modell, das ähnlich leistungsfähig wie die großen US-Systeme sein soll. Einen großen Kritikpunkt gibt es jedoch: Zu politischen Ereignissen, die in China als sensibel gelten, bekommt man keine Antwort. Auch die amerikanischen Modelle wie ChatGPT oder Gemini haben Filter, die die Inhalte begrenzen. Diese orientieren sich an gesellschaftlichen Normen und moralischen Standards. Bei gewalttätigen Anfragen gibt die KI aus Sicherheitsgründen keine Antwort. Ebenso werden Antworten oft abgeschwächt, damit keine gesellschaftlichen Vorurteile gestärkt werden. Open-Source-Modelle wie Mistral oder LLaMA gelten als etwas transparenter, weil man nachvollziehen kann, mit welchen Daten sie trainiert wurden. Trotzdem: Eine KI kann nur so gut sein wie ihre Datenbasis.

Und diese ist nun mal nicht allumfassend, sondern kann von bestimmten Perspektiven dominiert sein. Es ist daher wichtig zu verstehen, wer hinter den KI-Systemen steckt und welche Interessen verfolgt werden.

OpenAI kündigte in diesem Jahr an, die Filter zu lockern und ChatGPT „neutraler“ zu machen. Kritiker*innen warnen, schließlich kann auch eine neutrale Information in der falschen Art interpretiert werden und eine Spaltung der Gesellschaft noch verstärken. Genau das könnte besonders problematisch werden, wenn sich Nutzer*innen im emotionalen Ausnahmezustand befinden. Studien zeigten bisher, dass ChatGPT eher linke politische Werte aufweist. Der neue Grundsatz lautet aber: „Keine Lügen, weder durch unwahre Aussagen noch durch das Weglassen wichtiger Zusammenhänge.“ Einige verstehen dies als Versuch, sich der Trump-Administration anzunähern – was OpenAI jedoch bestreitet. Abgesehen davon wirft die neue Ausrichtung noch einige Fragen auf: Was ist überhaupt neutral? Und ist es neutral, wenn alle Meinungen gleichbehandelt werden, obwohl sie wissenschaftlich widerlegt oder ethisch fragwürdig sind?

Können KI-Therapien falsche Sicherheit vermitteln?

Natürlich klingt es zunächst wunderbar, wenn einem rund um die Uhr jemand zuhört, ohne zu urteilen. Aber das kann ziemlich gefährlich werden. Eine KI erkennt keine Zwischentöne, keine Körpersprache, keine Tränen oder zitterigen Hände. Sie kann Krisensituationen nicht wirklich einschätzen. Sie reagiert auf Text, nicht auf Emotionen. Und auch wenn ChatGPT oft erstaunlich einfühlsam klingt, steckt dahinter keine echte Empathie, sondern ein statistisches Muster. Eine Studie der University of California zeigte, dass Menschen die Antworten von Chatbots in rund 40 Prozent der Fälle als empathischer einschätzten als die von echten Ärzt*innen. KI hat eben keine schlechten Tage oder Stress, sondern ist immer freundlich. Aber Freundlichkeit ist nicht gleich Verständnis. Sie „fühlt“ nichts, sie simuliert das Ganze nur.

Trotzdem funktioniert es irgendwie. Man fühlt sich kurz weniger allein. Und das ist schon ein kleiner therapeutischer Effekt, auch wenn man ihn nicht überschätzen sollte. Denn Psychotherapeut*innen warnen genau davor:

Chatbots könnten Menschen in Krisen das Gefühl geben, sie seien versorgt, obwohl sie keine echte Behandlung erhalten. Wer sich dadurch in falscher Sicherheit wiegt, sucht vielleicht gar nicht mehr nach professioneller Hilfe. Auf der anderen Seite zeigen spezialisierte Therapie-Chatbots, dass es durchaus auch funktionieren kann, wenn es richtig umgesetzt wird. In Studien schnitten Programme

„Eine KI kann nur so gut sein wie ihre Datenbasis. Und diese ist nun mal nicht allumfassend, sondern kann von bestimmten Perspektiven dominiert sein.“

wie „Woebot“ oder „Wysa“ erstaunlich gut ab: Sie helfen Menschen mit leichten bis mittleren Depressionen, Ängsten oder Stresssymptomen, ihren Alltag besser zu bewältigen. Anders als ChatGPT folgen diese Bots klaren psychotherapeutischen Methoden, etwa der kognitiven Verhaltenstherapie. Sie sollen Strukturen aufzeigen, Denkmuster hinterfragen, kleine Verhaltensimpulse geben und nicht nur nett antworten.

Von außen betrachtet ist es schon eigenartig, wie sehr wir uns an digitale Empathie gewöhnen. Es ist meist einfacher, seine intimsten Geheimnisse einer KI zu erzählen, als einen Menschen damit zu konfrontieren. Die Schwelle, eine Nachricht zu schreiben, ist viel niedriger als der Weg zu Therapeut*innen. Am Ende gilt aber immer: KI kann zuhören, aber nicht fühlen. Sie kann unterstützen, aber nicht verstehen. Wie sie sich künftig in unseren Alltag integriert, bleibt offen. Erste Ansätze zeigen jedoch schon jetzt, dass sie auch in den persönlichsten Themen eine Rolle spielen wird. KI kann keine Therapie ersetzen, aber sie füllt derzeit eine Lücke, die menschliche Versorgungssysteme offen lassen. Die entscheidende Frage bleibt daher: Müssen wir uns langfristig an simulierte Empathie gewöhnen oder wird endlich dafür gesorgt, dass echte Hilfe schneller erreichbar wird?

Natascha Pauli

Lehre Seiten

Ich starre auf ein weißes Blatt, so wie ich auf einen Tiger starren würde, der an meinem Fenster vorbeifliegt. Ich schreibe ein Wort und lösche es wieder. Sitze erneut vor der strahlenden Leere, die sich von meinem Bildschirm bis in meinen Kopf zieht. Sie macht mir Angst. Wie die fortschreitende Zeit oder dieser Vergleich. Es saugt mich auf und die Sekunden werden zu Stunden und die Tage zu Jahren.

Wie kann ein so perfektes Konstrukt wie die Zeit nur so inkonsistent sein? Und wie kann ein Vergleich vernünftig als Vergleich genutzt werden? Ich muss diesem Gedanken entkommen, ich denk zu viel. Also beginne ich wild draufloszuschreiben, reiße Löcher in das Weiß. Hämmere wild auf der Tastatur herum. Von außen muss es wirken wie ein tollwütiger Affe, der das erste Mal „League of Legends“ spielt, oder wie Markus Söder, der seine neuen Ideen plant. Mir ist egal, was sich meine Kollegen denken. Aber das Weiß muss weg. Plötzlich halte ich inne. Und stelle erschrocken fest, dass ich wohl irgend-einen Metacode aktiviert habe. Aber anstatt dass Mark Zuckerberg mir irgendwelche Mars-Grundstücke verkaufen will, klafft vor mir nun ein Zeit-raumriss auf meinem Bildschirm.

Ich schlage auf die Löschtaste. Der Riss wird größer. Es beginnt sich alles zu drehen. Ich probiere nochmal alles zu löschen, aber es ist zu spät. Irgendetwas zieht an mir. Ich will hochblicken, aber ich habe die Kontrolle über meinen Körper verloren. Alles um mich herum ist zu Eis erstarrt, die Menschen haben keine Gesichter mehr und das Weiß brennt sich durch mein Hirn. Ich will schreien, aber mir fehlen die Worte und es fühlt sich an, als würde ein langer Streifen Papier durch meinen Mund gezogen werden.

Ich sitze auf einer Wiese. Es ist angenehm warm und die Vögel singen. Ich blicke mich um und stelle verwundert fest, dass ich mitten auf einer Lichtung bin. Der Wald leuchtet in einem freundlichen Grün. Mein Haupt wird beschattet von einem kunstvoll anmutenden Baum, der in der Mitte der Lichtung aufragt und ich habe das Gefühl, an meinem Happy Place zu sein. Ich starre ihn an und fühle mich selbst,

wie ein Baum. An meiner Hand kitzelt etwas. Ich sehe, wie ein tiefblauer, fast schon schwarzer Tropfen meine Hand hinunterläuft. Ich blicke nach unten, verfolge den fallenden Tintentropfen. Und da sehe ich es. Es liegt vor mir. Auf einem glänzenden Eichenholz-Schreibtisch. Das weiße Papier, es ist leer. Ich erstarre, schließe die Augen, mache sie wieder auf und sehe Sterne.

Ich sitze in einem Wasserbett. Über mir befindet sich eine Glaskuppel. Fasziniert stehe ich auf, wie hypnotisiert. Angezogen, ausgezogen von den endlos entfernten Körpern. Eine warme Stimme begrüßt mich. Auf einem schwebenden Tablet steht eine herrlich duftende Tasse Birken-Kümmel-Bubble Tea. Ich nehme einen Schluck und erschrecke mich total, als ich bemerke, dass der Boden auch aus Glas ist. Ich sehe ein ähnliches Bild, wie zuvor an der Decke. Sterne, Planeten und Asteroiden. Fasziniert beobachte ich, wie ein automatisiertes Raumschiff an einer Station andockt. Auf der rechten Seite prangt groß das futuristische Gesicht von Elon Musk. Es sieht aus, wie ein gantischer Arsch. Ich muss lachen. Die Stimme beginnt wieder zu sprechen. Ich fühle mich wie bei einer Massage.

Wenn das die Zukunft ist, dann... Plötzlich stutze ich. Was hat die Stimme gerade gesagt? Doch ich komme nicht mehr dazu, nachzufragen.

Ein weißer Bildschirm mit einem blinkenden Cursor erscheint aus dem Nichts und erschlägt mich.

Ich liege auf dem Boden. Ich bin wieder im Wald. Besser gesagt im Dschungel. Der Boden bebt. Boom, Boom, BOOM! Ich drehe mich um und da kommt allen Ernstes ein gigantischer Argentinosaurus auf mich zu. Und das erste Mal frage ich mich, wer sich diese bescheuerte Geschichte ausgedacht hat. Viel Zeit bleibt mir aber nicht. Stattdessen beginne ich zu rennen.

Gleichzeitig halte ich Ausschau nach einem weißen Zettel. Irgendwas, wo ich keine Geschichte draufschreiben kann. Ein Portal, eine leere, weiße Ecke in dem endlosen Grün. Aber da ist nichts und die Zeit, die Zeit wird knapp. Bei der nächsten Erschütterung werde ich von den Beinen gerissen. Verzweifelt suche ich nach einer Erklärung, probiere die Zeit nur mit Hilfe meiner Gedanken anzuhalten, mich an einen anderen Ort zu beamen. Aber die Schwerkraft folgt uneingeschränkt ihren Gesetzen und selbst der gehäkelte Schutzengel meiner Oma hilft mir nicht, als der riesige Dinofuß auf mich zukommt. Ich sehe von unten die Spuren zahlreicher zerquetschter Schriftsteller. In meinem Kopf schreit eine Stimme: Es hallt in meinem Kopf wider, aber da ist nichts. Mein Kopf ist leer, leer wie ein weißes Blatt.

Mein Kopf knallt auf die Tischplatte und ich schrecke hoch.

Jannis Engel

Anzeige

FROHE
weihnachten
und ein gesundes und
glückliches neues Jahr



wünschen
Kristina Piehl & Virginia Simon
Online Entwicklung




An den Weihnachtsmann

Santa Claus' Main Post Office

96930 Arctic Circle

Finnland



Umfrage

Zeitreisen faszinieren die Menschen seit Jahrhunderten. Ob in die Vergangenheit, um Geschichte hautnah zu erleben, oder in die ferne Zukunft, um zu sehen, welche technischen Wunder uns erwarten – die Vorstellung, durch die Zeit zu reisen, regt unsere Fantasie an wie kaum ein anderes Thema. Auch bei DVV haben wir uns gefragt: Wohin würden unsere Mitarbeitenden reisen, was würden sie entdecken und was würden sie vielleicht sogar in ihren Zeitreise-Koffer packen?

Wohin würdest du am liebsten reisen?



Du landest in der Zukunft. Was überrascht dich am meisten?



Die Mehrheit würde sich sehr wundern, wenn Urlaub auf dem Mars möglich wäre, gefolgt von fliegenden Autos und Robotern als Mitarbeiter bei DVV.

Was machst du zuerst, wenn du in der Vergangenheit landest?

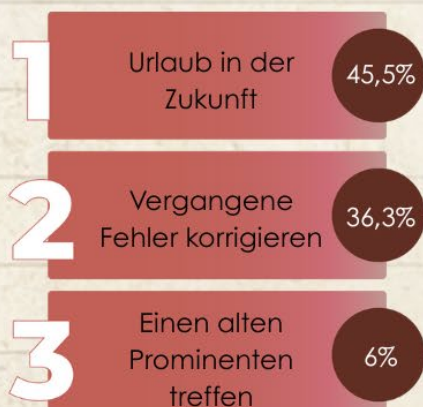


Die klare Mehrheit, 85,2 %, würde sich zuerst orientieren und herausfinden wollen, wo und in welchem Jahr sie gelandet ist.

Rund 11,9 % würden die Gelegenheit nutzen, eine historische Aufführung zu besuchen.

Etwa 1 % hingegen würde so schnell wie möglich wieder in die Zukunft zurückkehren.

Wenn du eine Zeit-Maschine hättest, wofür würdest du sie nutzen?



Wo würdest du am liebsten arbeiten?



Was darf in deinem Zeitreise-Koffer nicht fehlen?



Haftbefehl Dokumentation

Der Rapper Haftbefehl, bürgerlich Aykut Anhan, wurde am 16. Dezember 1985 in Offenbach am Main geboren. Er wuchs mit zwei Brüdern und seinen Eltern im siebten Stock des „Mainparks“, einer Hochhaussiedlung im Zentrum Offenbachs, auf. Und nun gibt es eine Dokumentation über ihn, welche ganz Social Media polarisiert hat, und einen Einblick ermöglicht in das Leben des bekanntesten Rappers Deutschlands.

Im Laufe der Dokumentation werden immer wieder verschwommene Videoclips eingespielt, sie zeigen Aykuts Familie im Urlaub am Mittelmeer. Sein Vater, wie er liebend seine Kinder umarmt, und die drei Jungs, im Wasser toben: Wie ein roter Faden ziehen sich diese Aufnahmen durch die Dokumentation. Sie sind Spuren einer Familie, die nicht in dieser unbeschwerten Realität lebte und deren Zusammenhalt ein Ablaufdatum hatte. Sie erinnern und verweisen schmerzlich darauf, dass Haftbefehls Familie jetzt auch nicht in Sorglosigkeit lebt.

Aykuts Heimatstadt Offenbach erzählt eine Geschichte von verfehlter Sozialpolitik: ein Sterben der Industrie, das zur Folge hatte, dass die bereits ausgegrenzten, stigmatisierten und armutsbetroffenen Bevölkerungsgruppen noch weiter aus dem Blick der Politiker*innen rutschen. Damals wie heute werden Menschen, die den Verwertungskriterien der herrschenden ökonomischen Ordnung nicht entsprechen, mit staatlichen Strategien und Maßnahmen konfrontiert und schlussendlich sich selbst überlassen.

Aykuts Vater, Celal Anhan, spielt in seiner Biografie eine entscheidende Rolle, auch wenn er in der Kindheit seines Sohnes viel abwesend war. In der Dokumentation bleibt er nebulös, er ist viel unterwegs, kommt nach ein paar Tagen kurz nach Hause und verschwindet dann wieder – ähnlich wie es Haftbefehl später tut. Er wird als ein sehr ausdrucksstarker Mann beschrieben, der viel Einfluss und Ansehen in seinen Kreisen genossen hat, und das war vor

allem im Casino. Denn Celal Anhan war spielsüchtig. Aykuts jüngerer Bruder Cem, sagt in der Dokumentation, sein Vater sei ein „professioneller Zocker“ gewesen. Obwohl die Familie in prekären Umständen lebte, besaß er immer mal wieder mehrere Millionen Mark, welche er schnell wieder verspielt hatte. Woher er sein Geld hatte, bleibt ein Geheimnis. Im Laufe von Aykuts Kindheit entwickelte der Vater eine schwere Depression. Aykut erwischt ihn mehrmals bei dem Versuch, sich das Leben zu nehmen. In einem Interview mit dem hessischen Rundfunk, sagt er: „Ja, der war besessen, er wollte sich ständig umbringen. Ich habe ihn drei, vier Mal erwischt, wie er sich umbringen wollte“. Und eines Tages, kam Aykut nach Hause und wusste beim Anblick seiner Mutter, dass er es dieses Mal vollbracht hatte.

Weiter sagt Haftbefehl: „Ich glaube, das hat mir in meiner Jugend so einen kleinen Riss verpasst, auch psychisch. Daher kam wahrscheinlich auch der Drogenkonsum“. Denn ab diesem traumatischen Verlust, verliert Aykut sich vollständig in einer Spirale von Gewalt, Drogenmissbrauch und dem Versuch, die Schmerzen zu verdrängen. Orientierung und ein Gefühl von Zugehörigkeit fand er auf der Straße. Er erzählt von einer kaputten Jugend, in der er früh anfängt zu dealen und seit dem 13. Lebensjahr Kokain konsumiert. Die Schule verließ er mit 14 und verbrachte seine Zeit draußen oder gelegentlich im Jugendzentrum. Seit seinem fünften Lebensjahr begeistert sich Aykut für Hip-Hop, gerade der US-amerikanische Rapper The Notorious B.I.G. inspirierte ihn. Und so fing er in seiner Jugend an, Texte zu schreiben. Seine Karriere beginnt 2009, als er wieder nach Offenbach kommt. Drei Jahre lang lebte er in seinem „zweiten Zuhause“, Istanbul, weil er in Deutschland wegen Drogenverkaufs per Haftbefehl gesucht wurde. Aus dieser Zeit resultierte sein Künstlernamen.

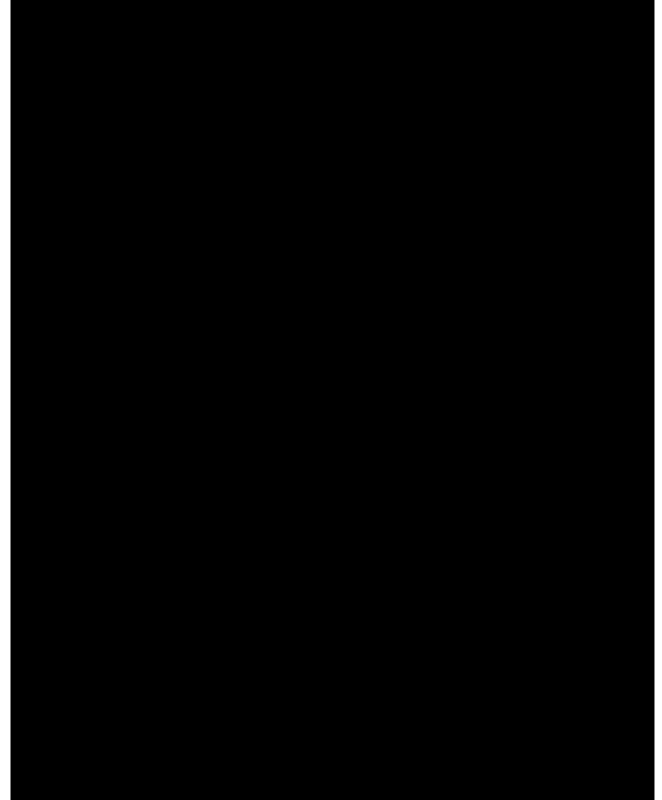
Er rappt über die Welt, in der er groß geworden ist, eine, in der es für junge Menschen keine Zukunft gibt, in der man am Existenzminimum vom Reichtum träumt, über eine, die

außerhalb von reißerischen Schlagzeilen, keine Aufmerksamkeit bekommt. So wird Haftbefehl zum Sprachrohr vieler migrantischer Jugendlicher, die sich endlich repräsentiert und verstanden fühlen.

In Haftbefehls Diskografie (vor allem durch die wiederkehrende Songreihe »1999«, Parts 1 bis 6) greift er den Bruch seiner Kindheit wieder auf – ein Trauma, das bis heute in seine Musik nachhallt und auch in der Dokumentation an die Oberfläche sickert.

Und die Dokumentation versucht sich daran, diese innere Spaltung und Entfremdung festzuhalten, zu veranschaulichen, wie Aykut Anhan und die Ikone Haftbefehl um den Vorrang in seinem Kopf kämpfen. Sie zeigt einen Aykut, der kaum stehen kann, und schneidet im reißerischen Style, gefüllte Konzerthallen ein, durch die es laut „069!“ und „Haftbefehl!“ hallt. Nächster Schnitt – Aykut, der nicht fähig ist, sich aufrechtzuhalten, und trotzdem auf die Bühne taumelt. Er performt und nun sieht man einen gebrochenen Mann, der in seinem Ankleidezimmer, auf ein Bild von ihm und seinen Kindern hinweist und sich selbst als „Dreck“ bezeichnet. Und dann wird er in seinem Maybach durch die Waschstraße gefahren.

Wie gespalten er ist, wird deutlich, allerdings fehlt es an Einordnung. Zudem scheint die Frage zu seiner Privatsphäre, nie besprochen worden zu sein. Er wollte, „das alles echt ist“, aber wo zieht man die Linie zur Privatsphäre eines Menschen, der die Kontrolle über sich offensichtlich verloren hat. Und wie verantwortungsbewusst ist es jenem gegenüber, die Entscheidung in die Hände der Menschen zu geben, die seit Beginn sein Talent, seinen Schmerz zu Geld machen.



Es ist der schwächste Punkt, an dem man sein kann und den, ohne Abstand zu beleuchten, scheint nahezu verantwortungslos. Dabei bleiben die sozialgesellschaftlichen Strukturen, die ebenso an seinem Zerfall beteiligt waren, wie seine Manager und die Vertreter von Universal außen vor.

Die Geschichte von Haftbefehl mag einzigartig sein, aber die des Aykut Anhan ist kein Einzelfall.

Louise Taraschewski

Anzeige

Vielen Dank an unsere Sponsoren

WACHSFIGURENKABINETT
PANOPTIKUM
FASZINATION
ZWISCHEN WACHS
UND WIRKLICHKEIT

Spielbudenplatz 3
20359 Hamburg-St. Pauli
Telefon 040 - 31 03 17
E-Mail info@panoptikum.de
www.panoptikum.de

**120
FIGUREN**

**HEAD SAYS GYM.
HEART SAYS FRIES.**

frittenwerk
FRIEDMANUFACTURE

Drucken nach Bedarf und nicht auf Vorrat

Print-on-Demand (PoD) bietet Ihnen alle Möglichkeiten

Mit angepassten Auflagen unnötige Kosten vermeiden

Aktualisierter Nachdruck gewünscht?
Kein Problem!

Umfassender Service für individuelle Lösungen

Sie haben individuelle Anforderungen? Wir bieten individuelle Lösungen! Ein- und mehrfarbiger Druck, Weiterverarbeitung, Konfektionierung und Lagerung gehören selbstverständlich zu unserem Service.

Hohe Mindestauflagen waren gestern

Digital ist besser? Das kommt darauf an! Wenn es um Broschüren, Bücher und Loseblattwerke in überschaubarer Stückzahl geht, ist »Print-on-Demand« genau die richtige Wahl.

Wir bieten PoD auch mit Anbindung an Ihren eigenen Webshop

Bestellungen werden dann an uns weitergeleitet

... Wir beraten Sie von Anfang an ...



Übrigens ...

wir sind auch **stark** in **Personalisierung, Mailings, Portooptimierung** und **Postauflieferung**



Ein Unternehmen der
Rudolf Müller Mediengruppe

**SDK Systemdruck Köln
GmbH & Co. KG**
Maarweg 233
50825 Köln
Telefon: 0221 9498680
info@sdk-koeln.de



IMPRESSUM

AZUBI
inside

Herausgeber

Auszubildende der DVV Media Group GmbH
Heidenkampsweg 75
20097 Hamburg

Redakteure

Jamie-Lee Baas, Tom Cords, Mario Debowski, Emma Döffert, Jannis Engel, Leonie Füsser, Celin Hasse, Natascha Pauli, Sebastian Schaaf, Leticia Szwichtenberg & Louise Taraschewski

Lektorat

Jamie-Lee Baas, Leonie Füsser & Natascha Pauli

Sponsorenbetreuung

Leonie Füsser & Louise Taraschewski

Anzeigenleitung

Jannis Engel

Titelbild

Firefly AI

Anzeigendisposition

Jannis Engel & Celin Hasse

Anzeigengestaltung

Jamie-Lee Baas, Mario Debowski & Celin Hasse

Spendenorganisation

Jamie-Lee Baas & Emma Döffert

Rätsel/Gewinnspiel

Tom Cords & Leticia Szwichtenberg

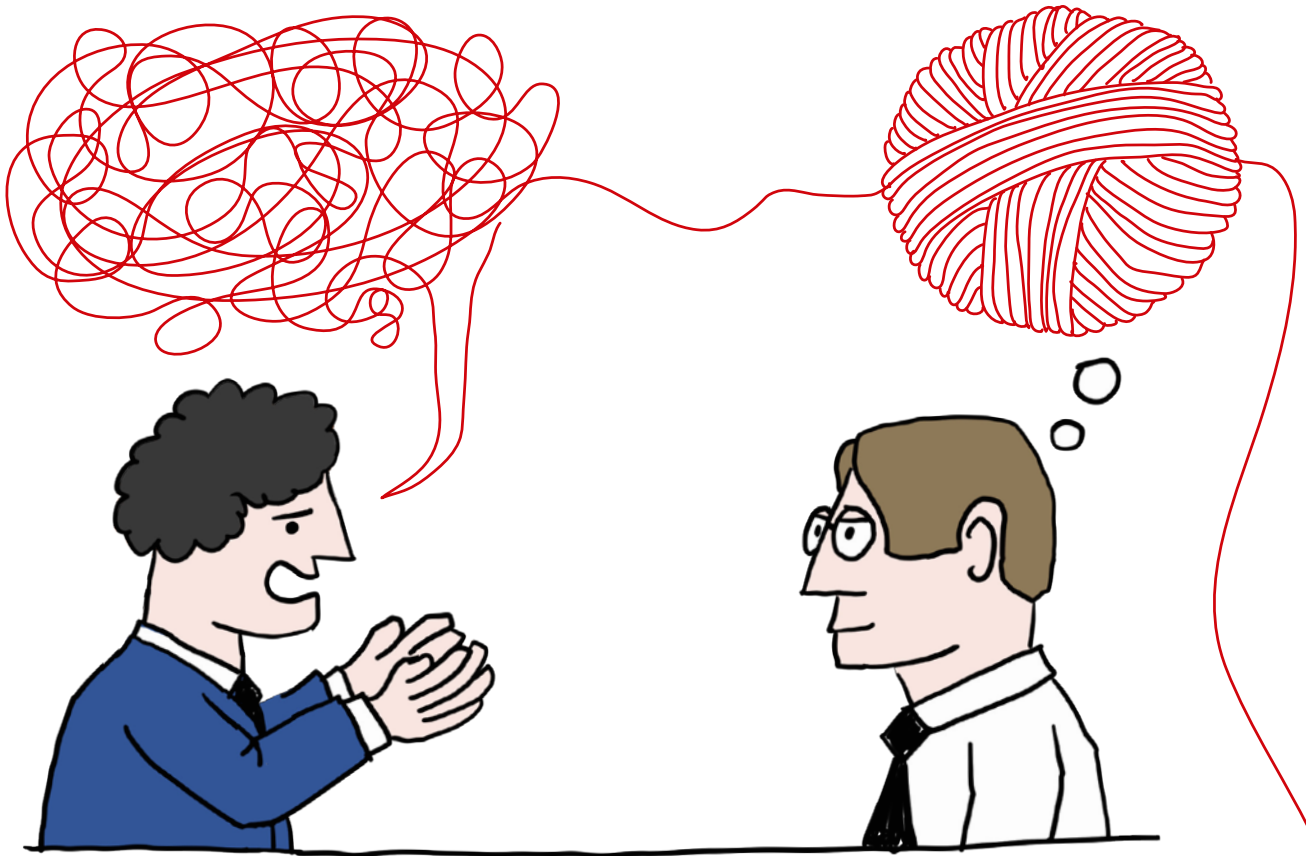
Layout

Jamie-Lee Baas, Mario Debowski, Celin Hasse & Natascha Pauli

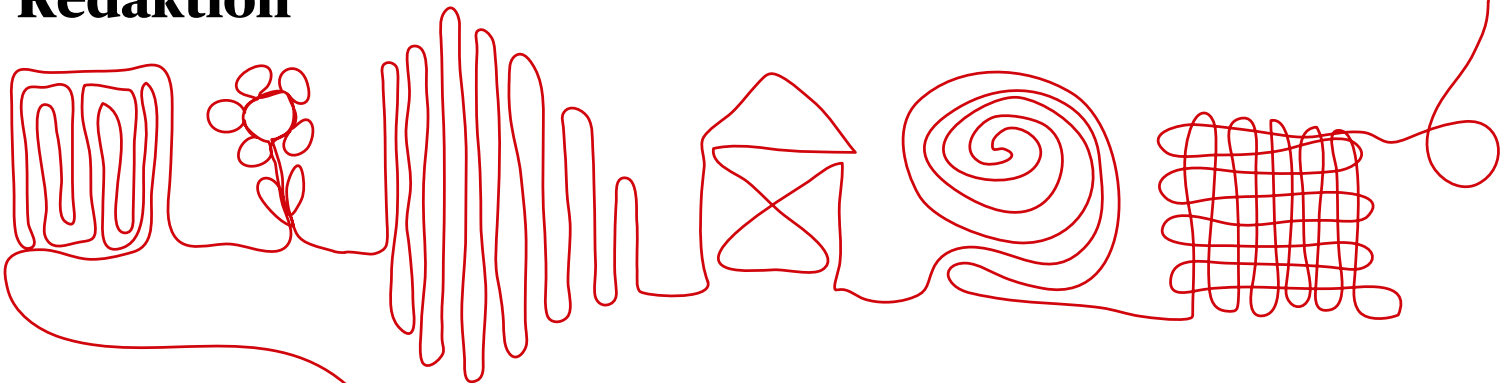
Druck

TZ-Verlag & Print GmbH

Recherche



Redaktion



Roll-out



**Wir danken
allen Kolleginnen
und Kollegen
im Verlag, die
mitgewebt
haben!**

Wir liefern den Roten Faden.